

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336673](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336673)

Der Weg zum Frieden.

Von Hans Thoma.

Siegen ist nicht immer Segen; im Völkerleben erst recht nicht! Auch hier kann ein Rausch, ein Taumel eintreten, der die Besinnung raubt und noch andere Tugenden, die zur Erhaltung der Völker notwendig sind, — die ziehen sich beim Sieger in die Tiefe zurück vor dem Hochmut, vor dem sie nicht bestehen können. — Beim Besiegten, den der Hochmut verlassen hat, kommen dann still verborgene Kräfte als die Notwendigen zur Geltung, auf ihnen beruht die geistige Rettung des Volkes. Vielleicht geht der Friede für die Völker, für die Menschheit doch von den Besiegten aus. Es ist halt ein immerwährend auf und ab in der Menschheitsgeschichte, Vergehen und unaufhörliche Wiederkehr.

Die Feinde können noch große Enttäuschungen erleben vom deutschen Volke. Wenn jetzt das Volk sich zurückzieht auf die einfachste Form seiner Existenz, wenn es dies bewußt tut, wenn es wieder wird wie der Bauerndmann, der zufriedenen Sinnes ist und keine eingebildeten Bedürfnisse hat, etwa nach dem Spruch: „Selbstgesponnen, selbstgemacht, ist die schönste Bauerndtracht“, dann wird es sich nicht viel aus der vielgepriesenen Zivilisation machen, weil es erkennt, daß dieselbe auf windige Modedünste aufgebaut ist, die Bedürfnisse schafft, die sie dann mit Mühe und Not um sflavischen Gelderwerb befriedigen muß. Schaffen wir uns diese Bedürfnisse vom Hals, und unsern Feinden kann die Genügsamkeit und Sparsamkeit eines großen Volkes verhängnisvoll werden oder muß auch ihnen zu einem Segen werden. Die Gelderwerbiger, um welche es sich doch bei sich streitenden Völkern handelt, wird nicht auf ihre Rechnung kommen. Die Mode- und Luxuszeugnisse, die unnötigen Güter, welche die Zivilisation mitschleppen muß, werden ihren Wert verlieren und Gott Mammon, der in seiner Habgier auch die Zeit zu Geld machen wollte, wird eine empfindliche Schlappe erleiden. Unser geistiges Wesen lehrt uns andere und höhere Werte schätzen, in deren Besitz wir gerne die Zivilisation entbehren.

Die unglücklichen Jahre, die über die Völker hereingebrochen sind, sollten uns Lehrjahre strenger Erziehung geworden sein, die

nicht verloren sein dürften. — Mitleid und Barmherzigkeit soll der Selbstsucht Halt gebieten, daß wir wieder erkennen wer unser Nächster ist. Der „Nächste“ ist uns jetzt recht erschrecklich nahe gerückt: Er liegt vor unsrer Türe. Helft ihm! —

Ich muß dienen! so sagten die zur Militärpflicht einberufenen Staatsbürger bisher. — Ich will dienen! — so wird in Zukunft jeder Staatsangehöriger sagen, wenn er und sein Volk in der Welt bestehen wollen. — Wir wollen dienen! soll das Losungswort bei allen Menschen werden. — Einer dem Andern, jeder Allen, jeder dem Nächsten, als barmherziger Samariter. Jeder arbeitet gerne; mit seiner Arbeit will er dienen, er arbeitet für sich, für alle; alles Strebertum, aller Wettstreit hat aufgehört, er ist unnötig geworden. — Sogar der Allererfahrene, der sich Uebermensch nennt, sitzt im Wald allein und ärgert sich, daß die Menschheit immer noch an ihren alten Spielfachen hängt und immer wieder mit ihnen spielt und so zufrieden mit ihnen hinlebt, daß sie versumpft und sich nicht mehr vorwärts hebt. — Wohin? Das hat er uns nicht sagen können. Wohin? Das wissen wir nicht — oder wir sagen: Wir wollen gar nirgends hin, wir halten diese Erde für den vorübergehenden Spiel- und Lummelplatz ewiger Geister, welche in reichem Wechsel in die Form von Raum und Zeit eingehen können, und leben und handeln aus einer uns nie erklärlichen Macht des Lebenswillens, an dem wir mit allem Hezen und Abzappeln ja doch nichts ändern können. So können wir nichts anderes tun, als die kurze Zeit, die uns zum Dasein vergönnt ist, diesem Lebenswillen dienen. So wollen wir, die Zufriedenen, gelassen wie der Landmann, dies dunkle Käsefeld durchwandern. Wir wollen säen und im stillen Vertrauen den Segen des Himmels erwarten.

Wenn wir still, genügsam in unsern Gütern wohnen und unsern Kofhl bauen — bedürfnislos werden, alles abwerfen, was wir nicht zur Lebensnot brauchen, so können wir den Kräthern der Zivilisationsbedürfnisse, wenn sie mit ihren Modedartikeln zu uns kommen, zurufen: Wir brauchen nichts, wir

haben alles, was wir bedürfen. — Wir stehen auch nicht auf dem Standpunkt der Wilden, die naiv eure Machwerke bewundern, wir kennen sie viel zu gut und haben leider nur allzulang selber solche Dinge fabriziert. —

Wenn wir nun ein stilles Duldervolk sein müssen, trösten wir uns mit dem Glauben, daß dies der Herr der Menschheit über uns verhängt hat, der

vielleicht ein Volk nach seinem Willen gestalten will, damit es, wenn auch nicht ihn selbst, doch wieder seine ewige Naturordnung in Ehrfurcht erkennt und sich nicht gegen sie auflehnt. — Daß wir wenigstens naturfromm durch die Welt wandern als Pilger, die den Hochmut abgelegt haben, um erleichtert in brüderlicher Liebe als Wesen, die sich freuen, die schöne Erde durchwandern zu dürfen, mit dem Vorzug Mensch zu sein. — Wir wollen froh sein, daß wir keine Kröten oder wer weiß was für Ungeziefer sein müssen — was wir ja

auch nicht ändern könnten. Wenn wir unser Menschsein erkennen und diesem gemäß leben und wandeln, so werden wir dem Frieden nahe kommen, den die Menschheit von Urbeginn her mit heißer Sehnsucht erwartet. — Friede! Schönstes Wort. Friede sei mit Euch! Bester Wunsch der Menschheit!

Die Sehnsucht nach Frieden wächst besonders dann hervor, wenn sich Völker jahrelang mit Zerstörung und Mord verfolgt

haben. — Aber ist der Friede, den die Völker, des Mordens müde, notgedrungen als Sieger und Besiegte schließen müssen, auch der wahre Friede, nach dem die Seele verlangt? Wenn der Krieg aufhört, so sollte der Friede selbstverständlich schon da sein und der Wunsch: Friede sei mit Euch! mühte sich erfüllen, — aber im unruhigen Dasein herrscht der Kampf, da gibt es keinen Frieden, nicht einmal Waffenstillstand. — Der unselige Kampf dauert immer fort — still und laut, heimlich und öffentlich. Liebe und Haß sind immer von gleicher Seite nach Besitz erfaßt, und wenn zwischen ein paar Völkern, so etwa 50 Jahre auch das herrscht was man „Frieden“ heißt, so ist das doch nur eine erzwungene Sache, in der machtgerige Laurer das wahrnehmen, was sie ihren Vorteil nennen, um bei günstiger Gelegenheit loszuschlagen. Der Friede, der zwischen den Völkern stattfindet, ist nur eine



Zum Frieden bereit!

Grund Yonna

Atempause der Erschöpften. — Dieser Friede ist ja gewiß schön und wünschenswert, aber er ist nicht der Friede, nach dem die Seele sich sehnt. Man könnte sagen, diesen Frieden gibt es nicht in der Welt des Vorüberganges; ruheloses Drängen wird immer im wimmelnden Menschenhaufen stattfinden, da wir dies nicht ändern können, müssen wir uns damit abfinden, dies ganz richtig als Kampf ums Dasein anzuerkennen. Aber

unsre Friedenssehnsucht dürfen wir deshalb nicht ablegen, sie ist trotz alledem der Menschheit guter Teil, um so kräftiger kann er zu einer Lebensmacht erwachsen, je mehr der tobende Daseinskampf empfunden wird. Aus tiefstem Menschsein heraus wächst die Sehnsucht nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Der Friede, wie wir alle ihn von Herzen wünschen, ist gar kostspielig; ja es ist dem sterblichen Geschlechte fast unmöglich ihn zu erwerben, er ist ein Schatz, der im verborgensten Schränklein des Herzens bewacht werden muß. Der, welcher diesen Schatz bewahren will, muß ein Held sein, furchtlos, daß er alle Leiden der Welt gering achtet und nur noch im Gottesfrieden ein Glück findet, welches die Welt nicht kennt und deshalb auch nicht wünscht. — Die Kirche erkennt solche Helden als Heilige und Märtyrer und wir bewundern mit Ehrfurcht diese höchste Stufe, welcher die Seele theilhaftig werden kann auf ihrer irdischen Pilgerfahrt. —

Da wir aber an die Gemeinschaft aller Seelen glauben, so wird auch die Erhebung der einzelnen Seele zum Stande der Heiligkeit der Allgemeinheit ein Segen sein. — Vor dem Krieg war kein Friede auf der Welt. Und wenn auch der Massenmord aufgehört und man Frieden schließt, wird doch kein Friede sein und wir wissen, daß wir uns mit unsrer Seele Sehnsucht so gut es geht einrichten müssen. Wir brauchen auch keine besondere Angst zu haben vor einem Frieden, wie der Sieger ihn dem Besiegten auferlegt. Krieg und Frieden sind beide aus der Begehrlichkeit nach vergänglichem Besitz heraus geboren. Wir aber wollen immer mehr darnach trachten, das Gut nicht allzu hoch einzuschätzen. Der Friede, den die Seele ersehnt, soll freimachen von aller Gier.

Wir vorübergehende Pilger wollen doch nur bescheiden unsre Gärtlein bauen und unsre Augen sollen sich freuen an den Schönheiten des Weges, den wir durchwandern müssen, an dem heiligen Licht, welches uns zu einem Gleichnis des göttlichen Friedens geworden ist. Mit Wenigem zufrieden, was wir zur Not brauchen, beneiden wir unsre Feinde nicht, die mit schwerem Gut beladen, doch auch nichts anderes tun können als wir: Vorüberziehen an der Scheinwelt des Seins. — Der Strom des ewigen Vorüberganges,

an dessen Ufer wir stehen, kennt keinen Ruhepunkt. — Der uns zum Sprichwort gewordene Gedanke: „Alles geht vorüber!“ bringt uns bald Schmerz, bald Trost. — Die göttliche Vorsehung ist barmherzig, und da das köstlichste Himmelsgut des wahren Friedens nur ganz wenig Auserwählten, Begnadigten zu erreichen gewährt ist, hat sie ein sehr gutes Ersatzmittel geschaffen, das billig ist, so daß es jeder erwerben kann, der guten Willens ist. Dies Ersatzmittel heißt: „Zufriedenheit!“ Seiner Klangbedeutung nach führt es zum Frieden hin und reicht aus für unsre Erdennöte. Die Armut, der wir durch den Kriegsfrieden entgegen gehen, ist kein Hindernis, denn dem höhern Frieden, der vom Himmel stammt, ist freiwillige Armut Gebot.

Ja, durch die Zufriedenheit können wir uns den reichen Kriegsgewinnlern zur Seite stellen, — sie soll unser Gewinn sein aus der langen Kriegszeit. — Zufriedenheit, vereint mit fleißiger Arbeit, ist berufen die Armut zu ertragen, ja sie fröhlich zu machen. — Mit der Zufriedenheit kann man das Glück erangeln, welches wir im Erdendasein brauchen. Mit der Zufriedenheit im Herzen kann man getrost der ewigen Ruhe entgegenleben. — Die Freuden, welche Zufriedenheit geben kann, sind haltbarer als die, welche die Begehrlichkeit gibt. Aber so ganz umsonst bekommt man dies Ersatzmittel des Friedens nicht; es will mit Entfagung, mit Gewissenhaftigkeit und Gelassenheit bezahlt werden und Geduld muß die Zufriedenheit auf dem Wege begleiten, der nach dem Frieden zu führt. Zufriedenheit bringt auch die zum Leben so notwendigen Freuden mit sich, sie singt gern, so daß man sagt, wo man singt, da laß dich nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Zufriedenheit kann auch tanzen.

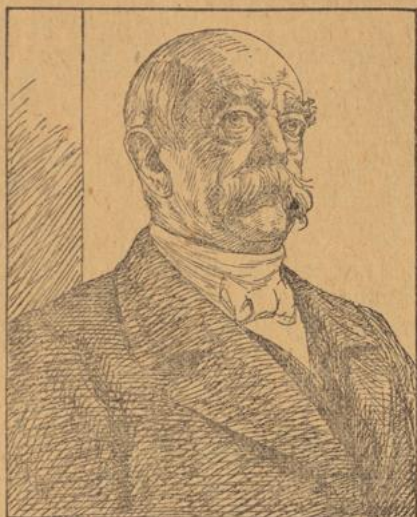
Gerne bekenne ich, daß ich ein Agent der Zufriedenheit bin, und daß ich für dieses Ersatzmittel des Friedens Reklame mache, wo ich kann. Wir haben es in der Not der Kriegszeit gelernt, allerlei Ersatzmittel anzupreisen. Jedenfalls ist Zufriedenheit ein unschädlich Mittel, das jeder herzlich anwenden darf. Zufriedenheit ist ein Weg, der die Seele zu dem Frieden, der vom Himmel stammt, hinleiten kann, — aber auch schon unterwegs schöne Blumen und gute Früchte hervorbringen wird.



Patriae inserviendo consumor.

Ich opfere mich für das Vaterland, indem ich ihm diene.

Der Mensch
ist nicht auf
der Welt, um
glücklich zu
sein, sondern
um seine
Pflicht zu tun!



Wir
Deutsche
fürchten Gott,
aber sonst
Nichts in der
Welt!

Fürst Otto v. Bismarck,

geb. 1. April 1815, gest. 30. Juli 1898.

Dieser größte Deutsche und unerreichte Staatsmann, ein Führer und eine Kraftnatur, wie sie die Vorsehung einem Volke nur selten schenkt, hatte im März 1890 das Reichsschiff verlassen, das Steuer aus der Hand gegeben.

*König v. Bismarck, weil er unbesiegt
sein Abgang auf Friede ist*

Die hier autographierte letzte und einzige schriftliche Meldung Bismarcks, eingetragen in das Meldebuch des verstorbenen Prinzen Alexander von Preußen, der krankheitshalber Bismarck nicht empfangen konnte, gibt Zeugnis von dem weltgeschichtlichen Augenblick der Entlassung Bismarcks und damit des Abstiegs Deutschlands von seiner Stelle als führende Macht der Welt. M.

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen, bin ganz auf deutsches Denken eingestellt; Erst kommt mein Volk, dann all' die andern vielen, erst meine Heimat, dann die Welt.

Bogislav v. Selchow.

Das Königsduell.

Von Hans Frank.

Es war in der Dezembarnacht, bevor Friedrich der Große mit seiner Armee zum ersten Mal in Schlesien einbrach.

Christian von Billerbeck stand mit seinem marschbereiten Regiment hinter der Grenze des Schwiebuser Kreises, der nach den Plänen des Königs überrannt sein sollte, noch ehe die Welt begriff, was geschehen war. Dagegen über alles bis auf den letzten Gamaschenknopf von ihm in Ordnung befunden war, hatte Major Billerbeck die Offiziere seines Regiments, ausgenommen die beiden ältesten, denen er die Kunde übertragen hatte, zu einem Bierabend eingeladen. Wacker hatten die Geladenen, der Mehrzahl nach junge, feste Kerle, die nach dem Krieg, den sie nur vom Hörensagen kannten, wie nach einem Liebesabenteuer Verlangen trugen, darauf losgezocht. Immer wieder mußte eine Ordonnanz über die Straße ins Wirtshaus laufen und die leeren Krüge gegen volle eintauschen.

Schlag Zwölf erhob sich der Major. Mit einem Ruck standen die Offiziere. Selbst die Verauschtesten hielten sich, als wären sie aus Erz gegossen.

Während jedermann auf das „Gute Nacht!“ des Majors wartete, wurde von allen überlegt, was mit den drei Stunden bis zum Ueberschreiten der Grenze am Besten anzufangen wäre. Im Wirtshaus weiterzehen... nach Hause schreiben... Verse machen... Arm in Arm, die Glut zu kühlen, in die kalte Sternennacht hinauszumwandern: Das und manches andere noch wurde gedacht. An das Nächstliegende: Schlafengehen! dachte nicht Einer.

Der Gutenachtwunsch des Majors blieb wider Erwarten aus. So kehrten die ausschwärmenden Gedanken der Offiziere zu dem Vorhaben des Vorgesetzten zurück.

Erst als er alle Augen in die seinen gezwungen hatte, begann Major Billerbeck zu sprechen.

„Meine Herren“, sagte er, und ein Erschauern lief über die Offiziere hin, daß ihre Verauschtigkeit zerstob, wie ein kreisender Taubenschwarm vor einem Schuß in alle vier Winde auseinanderstiebt, „Sie wissen, daß ich Ihnen keinen Satz so oft und so tief ins

Herz gehämmert habe wie den: Der König ist der König! Daß ich Sie immer und immer wieder gelehrt habe: Das Unrecht das einem preussischen Offizier von seiner König kommt, ist nicht Unrecht. Es ist Unrecht, was man trägt, wie man trägt. Ich wiederhole: In Stock und Eisen lasse ich die Türen schließen, der auch nur mit der Wimper mußt, wenn ihm vom König Unrecht geschieht. Der König ist der König! In dieser Stunde jedoch will ich meinem Lebenssatze einen weiteren hinzufügen, für den ich nun jeden von Ihnen reif genug erachte. Der König ist der König. Aber einen Hundsfott heiße ich, wer nicht auch einem König gegenüber seine Ehre zu wahren weiß. Lassen Sie mich, daß wir uns ganz verziehen ein Vorkommnis aus meinem Leben erzählen:

Ich stand als ich so jung, wie der Zündkerze unter Ihnen war, in Küstrin. Eines Tages kam der König zur Revue. Sie wissen oder wissen nicht: — Friedrich Wilhelm war ein jäher Mann. Es lag ihm weit näher seiner Meinung mit dem Stock als mit dem Mund Ausdruck zu geben. Manchen Kameraden hat er allerhöchst eigenhändig verprügelt. Schade um jeden Schlag, der dandert ging. Die Kerle sind nicht anders als mit Prügel zur Raïson zu bringen. Auch Offiziere hat König Friedrich Wilhelm geschlagen. Bis zu jenem Tag, von dem ich spreche, Ich war damals mit einem Regimente Kameraden, Dietrich von Degenfeld, befreundet, wie man nur in jenen Jahren befreundet sein kann, wenn man nicht weiß, was man mit seiner Liebe. Alles zitterte vor dem Kommen des Königs. Nur wir beide, Dietrich und ich, lachten. Die Nacht vor dem Tage, zu dem der König angefragt war, legte sich alles mit den Hühnern schlafen. Am Morgen frisch zu sein. Wir beide, Dietrich und ich, durchzachten sie. Ein Bad vor dem Dienstantritt — jedernd fanden wir vor unsern Kerlen. Aber während mir alles auf's Beste geriet, was der König mir anzuweisen auftrug, hatte Dietrich seine Kompanie schwenkte schlecht ein. Wir traten zur Kritik im geöffneten Karree auf, schritt der König, ehe er be-

ann, da ihn nichts mehr verdroß, als wenn
e Richtung verloren ging, wutbebend auf
n Sünder zu und versehte ihm mit den
worten: „Das für seine miserable Richtung,
onsieur Degenfeld!“ einen schallenden
schlag mitten ins Gesicht.

Da verläßt Dietrich von Degenfeld das
sied, haut sich drei Schritte vor dem König,
r vor dem Karree Posto gefaßt hat, nach
r Vorschrift auf und spricht — während
s das Blut im Hirn gerinnt: — „Ich for-
re Eure Majestät zur Sühne für die einem
eußischen Offizier angetane Schmach auf
stolen!“

Ich will zuspringen und den Wahnsinni-
n zurückreißen. Vernichtend sieht mich der
önig, der mein Vorhaben gewahrt, an.
ie in der Erde verwurzelt bleibe ich stehen.
hon hat Dietrich die Pistole aus dem Gurt
rissen.

„Bedingungen“ — höre ich ihn durch das
ausen meines Blutes sagen — „Be-
ngungen: Drei Schritt Distanz. Ein-
aliger Kugelwechsel. Den ersten Schuß
ir, als dem Beleidigten.“

Und damit hebt er die Pistole, legt an
d zielt auf das Herz des Königs. Jetzt
lt es niemanden von uns mehr. Hin-
arzen! Zupacken! Aus der Hand schla-
n! Zurückreißen! Ueber den Schädel
men! — jaust es in allen Hirnen.

Der König hebt abwehrend seine Hand
ngen uns, und wir — Der König ist der
önig! Und wenn er sterben will, so ist es
ine Sache, nicht die Sache seiner Unter-
benen! — wir bleiben, des Ungeheuersten
wärtig, im Glied stehen.

Da reißt Dietrich von Degenfeld die Pi-
ole, die noch immer auf das Herz des un-
beweglich wartenden Königs gerichtet ist, mit
nem Ruck in die Höhe, daß sein Arm senk-
recht gen Himmel zeigt und knallt ins blaue
Firmament hinauf.

„Die Kugel war für Euer Majestät be-
immt“, kommt langsam, Silbe um Silbe
beimeißelt aus seinem Mund. „Leider habe
ich gefehlt. Den nächsten Schuß haben Euer
Majestät. Da ich indessen nicht erwarten
arf, daß der König nach dem Willen eines
Untergebenen auch nur einen Finger
rührt, bitte ich untertänigst um die Er-
aubnis, für Euer Majestät abdrücken zu
dürfen.“ Spricht's, reißt die noch immer gen
Himmel gereckte, rauchende Pistole herum-

ter, kehrt sie diesmal gegen sein eigenes Herz,
drückt ab und sinkt tot zusammen.

Unbeweglich steht der König.

Dann tritt er zwei Schritt vor. Beugt
sich nieder, streicht dem Toten über das ro-
genblonde Haar, das durch den Fall unbe-
deckt geworden ist, und spricht: „Dir hab'
ich Unrecht getan. Und um Deinetwillen
werde ich niemals mehr einen Offizier schla-
gen. Auch dann nicht“ — dabei richtete er
sich auf und faßte wieder uns ins Auge —
„auch dann nicht, wenn sie es verdienten
und im Gegensatz zu Dir ertrügen.“ —

Der König hat Wort gehalten. Seit die-
sem Tag hat er keinen Offizier mehr ge-
schlagen. —

Ich denke, meine Herren, wir haben uns
verstanden. Der König ist der König! In
Stoß und Eisen schließe ich Den, der mit der
Wimper mußt, wenn ihm vom König Un-
recht geschieht. Aber: Einen Hundsfott
heiße ich, wer seine Ehre nicht auch gegen
einen König zu wahren weiß. Und damit:
„Gute Nacht!“

„Gute Nacht! — „Auf Morgen! — Auf
Morgen!“ — Und: „Bivat König Friedrich!
— Bivat Fridericus!“

Regel für Kranke.

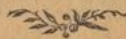
Hast du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Hast du über den Arzt zu klagen,
Sollst du's nicht dem Apotheker sagen;
Denn sind sie auch Feinde immerdar,
So werden sie Freund am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dies gesagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirst du nun krank in den ersten Wochen,
Die Arznei sie zusammen kochen:

„Recipe: Was er uns getan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von seinen Klagen
Mit asa foetida für den Magen,
Misceatur, detur, nebst unfrem Groll,
Alle Stunden zwei Löffel voll.“

Und stirbst du nicht in der Blütezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Lassen sie dich so lange liegen,
Bis sie selbst wieder Händel kriegen.

*

Merke: Zweier Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht, ob, die geschieden scheinen,
Sich nochmals gegen dich vereinen.



Heimatpost.

In meiner Kindheit fuhr sie noch, in einer nicht ans Bahnhofs angeschlossenen Gegend: die alte, ehrliche Post, der gelbgestrichene Wagen mit dem Biergespann, das nahe beim „Obern Tor“ seinen Ausspann hatte und von hier die steile Dorfstraße hinaus fuhr. Wenn dann der Postkellner oben auf der Höhe das ganze Tal überschauen konnte — Trari — Trara — ließ er die alten trauten Weisen seines Posthorns ins Tal hinunter schallen. Das anderemal blies er, wenn das Gespann hart am Waldbrand vorbeitrabte. Die breiten Eichen nahmen die Tonwellen auf und gaben sie an die Lannen weiter, die sie auf ihren Armen weiter trugen durch die Hallen des Walddomes. Trari — Trara — zum letztenmale ertönten die Weisen vom Kutschbock herunter am Fuße des bewaldeten Berges, auf dessen breitem Gipfel die Stammburg derer von „Waldburg“ steht. Von hier zog einst der Truchseß von Waldburg, der Bauernjörg, auf seine Streifzüge. Also wurden zu Großvaters Zeiten allüberall die damals noch spärlichen Blumen aus dem menschlichen Herzensgärtlein, die niedergeschriebenen Zeilen, befördert. —

Anders, zur Zeit des großen Weltbrandes: In langer, endloser Reihe standen die schmutzibraunen Wagen auf dem Bahnhofs. Ein greller Pfiff, ein zornig Pusten, und schlangengleich wanden sich in langer Reihe die fensterlosen Wagen durch die Täler, durch die Berge, nur selten über die prächtigen,

lustigen Höhen. Auf einigen Wagen war ein armseliger Zettel geklebt, worauf in großen Buchstaben zwei Worte gedruckt waren: „Dringend, Feldpost.“ In diesen Wagen kamen sie zu uns, die willkommenen, heimatlosen Boten, die an das Türlein unserer verborgensten Herzenskammerleins anklauten und die Sonnenstrahlen heimtliche Liebe hineinstrahlen ließen. Ein buntes Gebirge, aber harmonisch wohlklangtönter Strauß aus dem Herzensgärtlein eines Menschen war ein solch schlichter Heimatbrief.

Die schulgerechten Buchstaben, die des Vaters Kind mühsam zu Papier gebracht hatten, waren gleich der schlichten, demütigen, doch so herzerfreuenden Einfachheit der Frühlingsblumen.

Die von Liebe und Treue redenden weitseitigen, mit gepressten Blumen geschmückten Briefe der Gattin oder Braut waren die Sommerblumen, die duftschweren, oft auch verwirrenden Rosen, deren Blätter später ein glücklich, vielleicht auch wehmütig Erinnern wachriefen.

Die zitternden, sorgenden Zeilen des alten, alten Mütterleins, mit müder Hand und mattem Auge, aber aus einem Herzen geschrieben, in dem das heilige Feuer der Mutterliebe brennt, waren die Herbstblumen, Asters und Nelken. Asters schmückten uns, als wir damals vor Jahren ins Feld zogen.

JUL. FINEISEN, ehem. Feldpostschaffner.
Feldpost-Exp. der 29. Inf.-Div.

Merkworte.

„Es nützt nichts, zu rennen; die Hauptsache ist, beizeiten unterwegs zu sein.“

* La Fontaine.

„Der Erfolg ist das Kind zweier einfacher Eltern: der Pünktlichkeit und der Genauigkeit.“

* Marodon.

„Sei gegen andere so, wie du wünschst, daß sie gegen dich wären.“

* Marodon.

„Selbstachtung ist der Eckstein aller Tugenden.“

* Herschel.

„Unter einer guten Regierung gibt es kein schlechtes Volk, ebensowenig als es schlechte Truppen unter tüchtigen Führern gibt.“

* Napoleon I.

„Taten, nicht gute Worte sind Kameradschaft.“

* Spanisches Sprichwort.

„Dem Fleiß ist keine Wand zu fest, der Mut kein Abgrund unzugänglich.“

* Novalis.

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, der Weg zum Himmel gar nicht.“

* Haydn.

„Es ist doch der höchste Genuß auf Erden Deutsch zu verstehen.“

* Wilhelm Raabe.

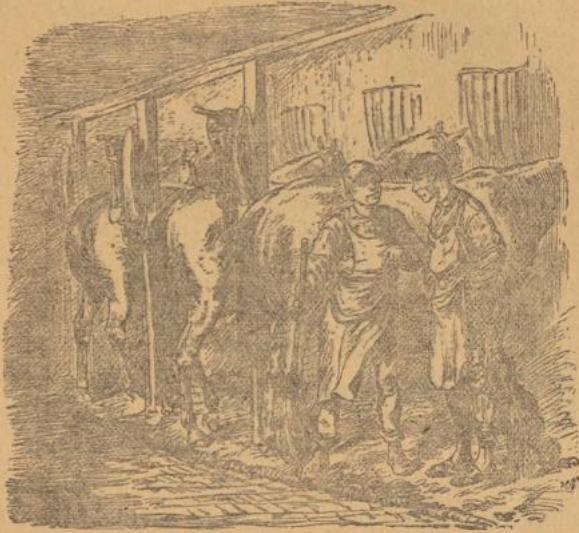
„Die Zeiten mögen kommen, in denen wir alles brauchen, von innen und außen, was uns aufrechterhalten kann. Eins aber sollen wir uns nicht nehmen: den Glauben an Gottes Fügung und an die Kraft des Guten in der Welt.“

* Max Erb.

Ueberlistet.

Der einzige Sohn des ebenio wohlhabenden als geizigen Köhlehofbauern Streitle, diente in Stuttgart bei den Ulanen. Es ging

gegen entsprechendes Honorar in Bier versprochen, an den Alten einen Brief zu schreiben, der nicht ohne Wirkung bleiben werde.



recht schlecht, in sein Alter hatte ihm nur einen spärlichen Zuschuß, und mit der Übung auskommen, ist ein Miststück, das Wenige men. Berges waren alle, Brand- und Drohbriefe ja sogar, als ganz verwend, bei Waffentung er stand, n Alten schrieb er müsse ein Tornister

bei einem Übungsmarsche | brav — aber ihr solltet ihn nicht so knapp rührte das den Köhlehof- | halten. Ist ja eine Schande! Wißt Ihr,

gen, den er floren habe, uern heilig nicht. er Alte war ar selbst beim istfär gewesen d mußte, wie war — aber Väter haben solchen Din- ein schlechtes dächtnis, und e geizige Köh- ofbauer nat- lich erst recht.

Eines Tages f der Stall- che hatte Jo- h, der Köhle- ofbauernsohn, nem Kame- aden, dem

anz, der mit ihm in einer Schwadron ente, seine Not geklagt und Franz, der durchtriebener Burische war und in len Stücken guten Rat wußte, hatte ihm



„Die solltet seh'n, daß der Köhlebauer kann, wenn er will — die Hungerleider!“ rief er einmal über das andere Mal, und ein eigener Bote mußte noch in derselben Stunde

Wirklich, we- nige Tage später erhielt Joseph Streitle zu sei- nem gerechten Erstaunen von seinem Alten

100 Mark mittels Postan- weisung geschickt.

Wie war das zugegangen? Was hat der Franz dem Köh- lehofbauern ge- schrieben? In der Hauptsache lau- tete der Brief:

Lieber Köhlehofler!

Euer Joseph hält sich recht brav — aber ihr solltet ihn nicht so knapp halten. Ist ja eine Schande! Wißt Ihr, was der Herr Wachmeister ge- sagt hat: Der Vater vom Streitle (das wäret also Ihr) hat er gesagt, muß doch ein miserables, blu- tig armes Kuh- bauerle sein, daß er seinem Sohn so wenig schickt — usw.

„Blutig armes Kuhbauerle!“

Das konnte sich der reiche Köh- lehofbauer nicht gefallen lassen.

„Die solltet seh'n, daß der Köhlebauer kann, wenn er will — die Hungerleider!“ rief er einmal über das andere Mal, und ein eigener Bote mußte noch in derselben Stunde

100 Mark bei der nächsten Postanstalt einzahlen.

Tags darauf erzählt er's dem Dedhofbauer, der auch einen Sohn in Stuttgart bei den Ulanen hat. Der Dedhofbauer sagt kein Wort und zieht einen ganz ähnlich lautenden Brief aus der Tasche, und während sich die zwei, ihre Briefe in der Hand, gegenseitig verdutzt anschauen, jagt der alte Sonnenwirt in seinem Einspanner vorbei.

„Wohin, Sonnenwirt?“
— „Mei' nach Urach — will mei'n Johannesle e' Geld schide. Die Saubube solltet seha, daß der Sonnenwirt ko' Bump isch!“

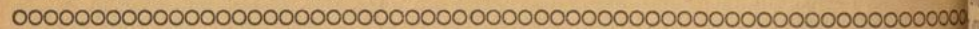
Und des Sonnenwirts Johann und sonst



noch Viele, Ulanen, Kanoniere, Füllknecht und Reiter in Stuttgart, Ulm und Ludwigsburg erhielten in jenen Tagen ungewöhnliche Zusätze, denn der Joseph Streible hatte

in seiner Freizeit über die Wunderwirkung des Briefes, die Franz an seinem Vater geschickt haben, die Geschichte schichte Gingele und Viele dem Mäusle, so war es gegangen Schwadron Schwadron, der Briefe konnte Briefe schreiben, Alle taten

Wirkung, denn wenn ein Bauer auch so geizig ist — Lumpen läßt sich Keiner!



Der rechte Glaube.

Als König Friedrich einst bei Sanssouci spazierte, führt bei 'ner Schildwach ihn der Zufall just vorbei.

Es lachte der Soldat, indem er präsenitierte, So daß der König ernst ihn fragte: was das sei? Ob er, nicht mehr bekannt mit militärischer Regel, Zu lachen sich erdreiste unter dem Gewehr?
„Was gab's zu lachen denn, Er grober Bauernstegel?“

„Ach! Ihre Majestät, da kamen Zween daher, Die stritten sich; um was? um ihren eeg'nen Floben!

Der Gene meente, daß kathol'scher besser sei; Der Andre aber tat den protestant'schen loben, Und zankend gingen sie soeben hier vorbei.“
Da rief der König aus: „Was ist dabei zu lachen? Er ist wohl nicht geschreit? — das ist Ihm lächerlich?“

Das sind ja ernste Ding' und gottesfürcht'ge Sachen!
Hat Er denn keinen Glauben? — He? belehr Er mich!“

„Ja, freilich, Majestät! id hab denselben Floben, Den och mein Schuster hat!“ — „Wie soll ich das versteh'n?“

Es scheint nicht richtig mir im Stübchen Ihm da oben?“

„Janz richtig, Majestät, das sollen gleich Sie Ich bin, id muß's jeseh'n, dem Mann fünf Daler schuldig.

Der lobt, er kriegt keen Geld, und id — id et och!“

„Schon gut, Er Schelm!“ so ruft halb lachend, Ihm Friedrich zu im Geh'n, „komm auf das Scher Er doch.“

Und als er abgelöst, als zwölf die Glock geschlagen, Stellt pünktlich unser Freund sich dreist dort Und wird von Hoflakai'n, mit goldbetreften Geführt im Augenblick zum Könige hinein.
Der winket ihm zum Tisch und zählt ihm fünf Taler.

„Mit diesen,“ sprach er, „tilgt beim Schuster die Schuld.“

Und hier, da schenk ich ihm zum zweiten Mal fünf Taler.

Da trink Er auf mein Wohl!“ — „O, welche und Huld!

Schön Dank och, Majestät, fürs Feld; jedoch Des Schusters werd id nich.“ — „Was unter Er sich!“

„Verzeihen Majestät, allene für fünf Daler, Bewahre Gott! veränd'r id meinen Floben

Nikodemus.

Von Ludwig Finckh.

Ja, nun müssen wir auch unsere Eselin verkaufen, die Lisett, unseren silbergrauen Schimmel. Sie geht uns vom Herzen weg. Aber unsere Großen fort in der weiten Schule und die zwei Ainen noch nicht so hoch nachgewachsen, um zu besorgen. Wenn man Tiere nicht selbetrout, werden sie vernachlässigt und zugrunde. Auch unsere Geiß hat schon an glauben müssen.

So steht es also im Blatt: „Eine 17jährige Stute, Zug- und Reittier, in gute Hände verkaufen.“ Aber wer hat gute Hände? kam schon einer, er habe die besten; er wolle den Esel verwursteln zu ami.

Der dieses kreuzbrave Tier kennt, muß gewogen sein. Wenn es aus dem Stall auskommt, legt es sich zuerst auf den Boden mit allen Zeichen des Glücks, wälzt sich paarmal auf dem Rücken und strampelt den Beinen. Das ist sein Bad. In der Heimat, in der Wüste, gibt es nur bad zum Baden. Da wacht die Erinnerung, die seit dem Uresel in ihm schlummert, aber auf, sobald es aus der Tür ins Freie geht, und es muß baden im Staube.

Wir haben junge Ziegen neben ihm aufzugen. Ziegen haben keinerlei Pferdeblut wie der Esel. Aber sie kletterten wie Gemsen, sind nahezu und stiegen oft den Rücken des Esels, um von dort aus die Stallfenster hinauszusehen auf die Höhe. Und sie begannen, so oft die Lisett auf die Knie niederließ, ebenfalls sich wälzen und zu strampeln, als ob sie sandohnte Wüstentiere wären.

Oft habe ich sie miteinander geweidet, den Esel und die Ziege, draußen am Rain oder Hag. Während der Esel langsam und höflich Gras und Klee abrufte, schnaifte der Sattel hierhin und dorthin, nur die Blätter der Blätter, junge Triebe, lauter zerbrissen. Gerne fraßen beide Akazien-Nußlaub, und die Ziege kam, sobald der Esel den Kopf wandte, über die Rosenstöcke und Obstbäume. Ich habe viel Lehrgeld bezahlen müssen. Wenn aber der Kamerad dabei war, fraß sie keinen Bissen und die jämmerlich nach ihm.

Daß Esel und Pferde Wettern sind, ließ sich mühelos feststellen. Wettern sind neidisch aufeinander, sie haben um das gleiche Futter zu kämpfen, und dieses um den spärlichen Pflanzenvuchs der Wüste. Wenn ein Pferd auf der Landstraße dem Esel begegnet, so stutzt es, stellt die Ohren, scheut, und wenn der Kutscher nicht aufpaßt, so jagt es ihm davon, von einem unterbewußten, jähen Schreck gepackt.

Unser Esel zog seine sechs, acht Zentner den Berg hinauf. Er lief mit beladenem Wagen — vier Rinder — ohne auszuschlafen drei Viertelstunden wie der Wind bis nach Znang. Konrad ritt im Trab nach Horn in die Lateinstunde, und er hatte ihm auch einen kurzen Galopp beigebracht. Dann reckte sich der Bub steif im Sattel hoch, spreizte die Beine, machte ein unberschämtes Gesicht und ritt auf seinem wilden Renner alles, was sich ihm entgegenstellte, aus dem Weg. Wir nannten ihn nur den Generalfeldmarschall.

So gehörte der Esel ganz zur Familie. Im Frühjahr und Herbst half er Mist, Kartoffeln, Kohlen und Obst fahren, im Sommer Heu und Streu, und wir wissen nicht, wie das nun ohne ihn werden soll. Nur einmal waren wir ihm böse. Ich hatte drei junge Gänse gekauft, drei Wochen alt, und sie wuchsen in unserem Grasgarten goldgelb herauf. Wir liebten sie unheimlich; denn Gänse sind so klug wie schön, so drolig wie verkannt. Einmal schnitt ich Brennesseln ab mit der Sichel. Ich war vertieft in die heikle Arbeit und trug zudem keine Strümpfe. Die Gänse folgten mir auf Schritt und Tritt, der Esel weidete in der Nähe. Es fiel mir auch nicht auf, daß er langsam zu uns herankam. Mit einem Male schnaubte er, ich sah auf, eine teuflische Lust funkelte in seinen Augen, und ehe ich noch zuspringen konnte, hatte er drei Schritte vor gemacht und — huit, huit — mit den Vorderhufen gezielt; da lagen zwei Gänse blutend am Boden. Ich hieb ihm eine Faust ins Gesicht, nahm das dritte auf den Arm und konnte den anderen nur noch die zukenden Köpfe abhauen.

Was hatte die Lisett getan? Ganz bewußt gemordet. Und ich erfuhr, daß sie

schon immer einen Haß auf alles Junge, Neugeborene gehabt hatte; die frisch gewordenen Zicklein mußten vor ihr gerettet werden, die jungen Hunde suchte sie zu zerstampfen; und es war klar: das war die Eifersucht. Sie selbst hatte nie Junge gehabt, war nie Mutter gewesen, war in Ehren alte Jungfer geworden, und nun konnte sie, säuerlich und verbittert, die Kinder anderer nicht leiden. So wurde sie Mörderin.

Es wurde ihr verziehen, und das übriggebliebene Gänsehen bekam Ersatz. Und wir zogen die drei Gelben zu schneeweißen, zutraulichen Riesentieren herauf, die im Weiher pfluderten und mit angeborener Anmut Reigen aufführten. Nikodemus, so hieß das älteste, knapperte mit dem Schnabel am Arm meiner Frau herum, wenn wir am Tisch in der Apfelstube saßen, bis es einen Brocken bekam. Im Sommer haben wir nämlich drei Zimmer mehr als im Winter; das eine ist unter einer Platane, das andere unter Birken, das dritte unter einem Apfelbaum.

Die Nachgeschwister, Sabine und Henriette, vertrauten sich blind der Führung von Nikodemus an. Ich glaube, ich werde noch mit Kielfedern schreiben. Es geht achtsamer, geruhiger, bedächtiger und gleitet doch beschwingt über's Papier. Ich kann dann immer am Schluß verzeichnen: „Mit Nikodemus geschrieben. Sabine zu danken.“

Oft saß dieses Jahr auch das Hannele auf dem Esel und streichelte ihn. Es sah dann wie ein leibhaftiges Engelkindlein aus. Fehlte nur noch der Goldschein um den Kopf.

Wie lange ist's her, daß man selber so herumsprang und mit den Kameraden spielte? Keine drei Tage, meine ich oft. Ich träume noch davon und bin wieder ganz klein, ohne Kampf und Sorgen; wir fassen uns am Rockzipfel, einer ist der Lupus und muß sich verstecken, und wir ziehen mit dem schönen Lied um das Weinberghäuschen herum:

„Alles ist vergänglich,
Der Kuhschwanz, der ist länglich.
Lupus!“

Da springt der Wolf aus seinem Versteck und packt einen von uns. — Oder man spielt mit den Schwestern Fangis und zählt vorher ab: „Arole, barole, bantöffele, gugusle, ususle, dususle!“ —

Nun liegt das Hannele im Bett unter seinem Gugguß, dem Schnafenschleier, und

brüllt noch einmal mit dröhnender Stimme: „Vater, noch bete mit mir!“ — Wenn alles, was wir können, durchgebetet ist, verlangt's noch das „bucklichte Männlein“, zu dem jeden Abend ein neuer Vers gemacht werden muß, oder gar das „Hirtenbüble.“ Da muß ich dann mit zwei Stimmen sprechen; einen jungen weinenden und einer alten tröstenden. Der Ratsherr begegnet dem Vuben.

„Büeble, warum greinst so?“

„Ha, lache wurd i et.“

„Hot d'r d'r Wolf dei Schäfle g'stohla?“

„Ha geba han i 'm 's et.“

„Ist er mit 'm übers Brüdle g'sprunga?“

„Ha, unta dure et.“

„Büeble, sei et so grab, i bin a Ratsherr!“

„Und wenn du glei a Ratsherr bist, ma rot, was in mei'm Säcke ich.“

„Schäh wohl, dei Druibrötle?“

„Jo, Dreackle, meine Häedisch!“ —

Dann liegt das Hannele selig da und will nur noch ein Zwilling sein, nämlich zu zweit im Bett liegen, beim Brigittle oder mit seinem Bärle. Und dann schläft es ein. Sandmännlein träufelt, und Englein wehen. Und es sammelt Kraft zu neuen Taten und Sprüchen, vor denen man sich in acht nehmen muß. Denn es ist schon fast drei Jahre alt. Und es hat neulich zur Mutter am Morgenstisch gesagt:

„Mutter, da sind Teetropfle.“

„Das sind Kaffeetropfle.“

„Ich hab mir 's gleich dacht, daß der g'scheite Vater Kaffe valeert hat.“

„Aber Hunnepuhz!“

„Ich hab ja g'jagt: der g'scheite Vater!“

Das kann noch gut werden, bis es zwei Jahre alt geworden ist.





Wer zwanzig Feinde die Stirne bot,
Vier Jahre lang kämpfte auf Leben und Tod, —
Das ist kein Befiegter, das ist ein Held,
Den einst noch bewundert die ganze Welt.

Paul Baehr, Deunhausen.



Ich meine die Badische Leibregiment.
Hier sind wir, daß sie im großen und
kleinen Zeit ununterbrochen
und unsere pflichterfüllung gezeigt
haben. Mögen diese Soldatenkinder
als ein würdevolles Ehrenzeichen auf
die kommenden Geschlechter übertra-
gen werden!

von Spindenberg.

„Ich habe nie einen Unterschied zwischen den vier Kontingenten
(Preussen, Bayern, Sachsen, Württemberg) gemacht. Alle taten ihre
Schuldigkeit, jedes hatte seine guten und weniger guten Divisionen.

Württemberg allein hatte **nur** gute. Das gleiche Lob kann
den badischen Divisionen gespendet werden,
auch wenn sie kein eigenes Kontingent bildeten. Das Heer hielt trotz
der verschiedenen Stämme fest zusammen.“

Ludendorff,
Kriegserinnerungen.

Die Badische Leibregiment haben sich
während ihres Kampfes und unter
indem sie hier und mit Auszeichnung
in Krieg und Frieden ihre Pflicht haben.
Mögen kommende Geschlechter ihnen
nachsehen!

Genève, 11. Juni 1922.

von Spindenberg
Genève, Soldatenpfeil.

Ein Erlebnis des Zentralverbands der Veteranen und Krieger der deutschen Armee in Philadelphia.

Nicht weit von dem schönen Denkmal, das uns J. J. S. M. Kaiser Wilhelm II. geschenkt hat, und das seinen Platz fand auf dem Kirchhof Hillseit der Kriegersektion der ehemaligen deutschen Armee, liegt eine kleine Ansiedlung, in welcher auch Engländer wohnen. Diese hatten gleich bei Ausbruch des Krieges ihr Auge auf das Denkmal geworfen. Die Angst vor der Pickethaube, die sie im Traum und im Wachen, bei hellem Tag, bei Mondschein und in finsterner Nacht nicht verließ, reifte den Entschluß in ihnen: „Dieser Hunne, dieser Barbar muß verschwinden! Wir sprengen ihn weg!“ Damit kamen sie aber bei dem Superintendenten (Vorstand) des Kirchhofs an den rechten: „Wem sein Leben lieb ist, bleibe weg!“ Zur Bekräftigung dessen hatte er seine Bluthunde losgelassen. — Nun brach der Krieg aus mit Amerika. Jetzt glaubten sie ihren Plan erfüllen zu können. Aber wieder wurde ihre Vernichtungswut getäuscht. Unser Sekretär J. Müller wurde vor Gericht geladen und befandete, daß das

Denkmal errichtet sei zum ehrenden Gedächtnis an die Toten, die einstmal 1866 und 1870/71 für ihr Vaterland gefochten haben. So bekamen wir den guten Rat, das Denkmal mit Segeltuch und der amerikanischen Flagge zu umhüllen. Wer es nun angriffe, habe seiner eigenen Schuld die üblen Folgen zuzuschreiben. So blieb es, bis der Krieg zu Ende war und der Wind die Umhüllung weggerissen hatte. So steht er wieder da, der stolze Grenadier, und sieht hinaus auf Deutschlands Auferstehung, und wir ziehen wieder hinaus am Gräberschmückungstag und gedenken der toten Kameraden hier und draußen! **A d a m M e n d**, Präsident.

Wieder können wir dies bezeichnende Erlebnis eines Kameraden bringen, der sich in seinem Adoptivvaterland ein treu-deutsches, echt Kameradschaftliches Herz bewahrt und dies durch reiche Geldspenden in dankenswerter Weise betätigt hat. Er und sein Zentralverband werden uns sicher opferwillige, treue Freunde bleiben. Schriftl.

Die unähnlichen Brüder.

Von W. Schumacher.

„Brüder gleichen sich nicht allemal, sprach der weise König Salomal; ist auch ähnlich das Gesicht, gleichen sich die Herzen nicht.“

Das war auch bei Zimmerstoffsels Fritz und Franz in S. im Sedachtal der Fall. Fritz, der Jüngere, war heiter und lebensfroh. Wenn er die Woche über unermüdet und unverbrochen seine schweren Arbeiten verrichtet hatte, dann gab er sich am Sonntag mit gleichgesinnten Burschen den harmlosen Freuden der Dorfjugend hin. Am meisten aber freute er sich auf die Kirchweih. Das Jungvolk war dazumal noch nicht mit Musik und Tanz und Festlichkeiten aller Art übersättigt, und darum hatte das Kirchweihfest einen erhöhten Reiz. An einer schönen Kirchweih tänzerin hat es dem fröhlichen und bei den Mädchen gerngesehenen Fritz nie gefehlt, und für ein reichlich bemessenes Kirchweihgeld hatten die wohlhabenden Eltern stets gesorgt. Er hat dieses jeweils bis auf den letzten Kreuzer seinem Zweck geopfert. Nicht so sein älterer Bruder Franz. Man sah ihn höchst selten im fröhlichen Kreise bei einem Glase Bier oder Wein. Was er sich so Woche für Woche erspart hatte, und was er von seinen Eltern auf die Kirchweih bekam, das ver-

wendete er einmal nach der Kirchweih zum Ankauf eines Kälbchens, indem er sagte: „Des Kästle geit a e Kalbele, un des Kalbele geit a e Kuh.“ — Er pflegte natürlich dieses sein spezielles Eigentum mit besonderer Fürsorge und hatte die Freude, sein Kälbchen zur stattlichen Kalbin heranwachsen zu sehen. So oft er sein Vieh zur Tränke trieb, versäumte er nicht, tüchtig zu knallen, um die Aufmerksamkeit auf seinen schönen Viehstand und besonders auf die prächtige und trüchtige Kalbin zu lenken. Ein Lob derselben aus dem Munde der Nachbarn oder der Vorübergehenden tat ihm wohl, wie man zu sagen pflegt, bis hinunter in die Zehenspitzen. Eines Tages trieb er das Vieh wieder zur Tränke. Die Sedach war insolge andauernder Regengüsse in einen reißenden Strom verwandelt. Durch den Stoß einer rauschlitzigen oder — fütterneidigen Stiefschwester stürzte sein Liebling in das Hochwasser und errant in den tosenden Fluten. Händeringend stand Franz am Ufer und schaute seiner anfänglich mit den Wellen kämpfenden, aber bald untersinkenden Kalbin nach. Als er sie, nachdem das Hochwasser gefallen war, als Kaddaver in einem Eriengebüsche hängend fand, da griff er sich nachdenklich an die Stirne und sagte: „Versoffe soll halt versoffe sein. Wann's wieder Kerwe isch, verlauf i mein Geld al“

Baccarat—Menil.

Erzählung aus der Schlacht vor Nancy—Spinal 1914 nach Erlebnissen bei 3/142 im Westen
von Franz Schneider.



Wohl jedem alten 142er, der zu Beginn des großen Krieges ausgerückt ist, denken diese beiden Worte bis an sein Lebensende. Es möge daher diese meine Erzählung den ehemaligen Mitkämpfern aus jener Schlacht eine Erinnerung an gemeinsame erlebte schwere Stunden und Tage sein, den vielen Toten aus jenem Ringen zum ehrenvollen Gedächtnis, den anderen Kameraden und Lesern aber zur angenehmen Unterhaltung dienen.

Dies ist mein bescheidener Wunsch.

Am 3. August 1914 rückte ich nach Freiburg i. Br. ein. Viele Kameraden, besonders alte 142er, kamen hier zusammen. Am Nachmittag ging's zum Hauptbahnhof, natürlich wie es damals selbstverständlich war, mit frohem Gesang, von der Zivilbevölkerung begleitet, die unsere Helme und Gewehre mit Blumensträußen schmückte. Der ganze Transport kam noch am Abend nach Müllheim, wo man uns in die Kaserne des II. Batts. Inf.-Regts. 142 steckte. Das aktive Regiment 142 kämpfte im Elsaß; wir machten daher enttäuschte Gesichter, daß man uns als „Ersatz-Batl. 142“ zur Bahnhofsbeobachtung in Müllheim verwendete.

In der Frühe des 10. August wurden wir alarmiert; bei Mülhausen war die Schlacht entbrannt, und in eiligem Tempo ging's bei Neuenburg über den Rhein. Bei Eichwald kam ein Adjutant angesprengt, welcher den Befehl brachte, daß wir uns am Rande des Hardwaldes zur Verfügung der 58. Inf.-Brigade bereitzubalten hätten. Verwundete und Gefangene wurden an uns vorbeigeführt, Munitionskolonnen fuhren nach vorne oder kamen zurück. Aber man brauchte uns nicht. Wir bivouacierten die Nacht am Waldsaum, um am Morgen wieder nach Müllheim zurückzumarschieren. Am 13. August rückten wir ab zur Besetzung einer Grabenstellung hinter Eichwald, und nun hieß es Tag und Nacht Stellungen bauen zum Schutze der Oberrhein-

befestigungen. Das Essen wurde im Sperrfort Nr. 6 an der Straße nach Banzenheim geholt. Einigemal durch Landwehr-Regiment Nr. 40 abgelöst, verging hier der Monat August bei strenger Tätigkeit, wie Schanzen, Wachen, Bivouac, Appell usw. All dies befriedigte uns aber nicht, denn als aktiv gediente Leute wollten wir an den Feind. Aber auch wir kamen nicht zu kurz.

Am 1. September bei einem Übungsmarsch holte uns ein Radfahrer ein, der unserem Kommandeur eine Meldung übergab. Bald darauf wurde uns der Befehl: „Ins Fort hinüberblicken zum Essenholen, in einer Stunde Abmarsch nach Müllheim.“ Ueberm Rhein hatten wir eine Aufstellung in Neuenburg vor dem Kommandeur der Oberrheinbefestigungen, der uns mitteilte, daß wir in Balde den Feind vor die Klinge bekämen, da wir dem aktiven Regiment 142 nach Frankreich nachgeschickt würden. Der alte Herr sagte uns Lebewohl und singend ging's nach Müllheim zurück, wo sich reges Leben entwickelte. Früh 2 Uhr am 2. September fuhren wir in zwei Transportzügen von Müllheim ab. Freiburg lag im Morgennebel, als wir in kurzem Aufenthalt den liebevoll dargebotenen Kaffee, sowie Brot und Wurst des Roten Kreuzes in Empfang nahmen. Mander und so auch ich gedachte mit einem wehmütigen Blick über die schlummernde Stadt seiner Lieben daheim: „Behüt Euch Gott, auf Wiedersehen!“ Dann ging es weiter, dem Kampfe, für manche dem frühen Tode entgegen. Bei Kehl passierten wir wieder den Rhein und sahen den riesigen Umfang der Armierungsarbeiten an der Festung Strassburg. Ueber Zabern haben wir in Saarburg kurzen Aufenthalt und sahen die ersten erbeuteten französischen Geschütze, sowie sonstige Spuren des heißen Kampfes. Bis hierher war die Stimmung eine fast ausgelassen fröhliche gewesen. Als wir aber gegen 6 Uhr abends bei Avricourt die französische Grenze passierten und über Französisch-Avricourt nach Blamont weiterfuhren, um dort endgültig auszuheilen, wurde es sehr still. Blamont, ein französisches Grenzstädtchen, wies schon mehrere zerichossene Gebäude auf. Es war dunkel geworden und wir bezogen am Kirchhof Zeltbivouac. Wohlthuend klangen beim Weitermarsch in der Dämmerung des nächsten Morgens die Glückwunschrufe der deutschen Schwestern eines Lazarett's an unser Ohr. Auf staubiger Straße erreichten wir Domevre, das vollständig in Trümmer geschossen war. Im Weitergehen

zeigten sich die Spuren des schnellen Rückzuges der Franzosen; Waffen und den raschen Lauf hemmende Uniformstücke, vor allem aber eine Unmenge geleerter Weinflaschen (!). Später sah man auch mal ein verendetes, von Granaten zerrissenes Pferd und dann . . . ein toter französischer Infanterist (für uns der erste Tote im Kriege). Nach langem Marsch in starker Sonnenhitze sahen wir in der Ferne eine größere Stadt, es ist Vaccarat. Nach einer weiteren halben Stunde rücken wir mit einem kernigen Soldatenlied in die Stadt ein.

Hier ist Krieg, das sah man sofort. Auch hörten wir schon vor uns ununterbrochenen, starken Geschützdonner. Neben der Brücke des die Stadt durchfließenden Flüsschens Meurthe liegt ein großer Haufen französischer Ausrüstungsstücke und Lederzeug. Wie man uns erzählt, wären hier vor kurzem gegen hundert Franzosen beerdigt worden, die stürmend und dicht gedrängt über die Brücke kamen, gerade recht, um in die Geschützgarbe eines Maschinengewehrs des Inf.-Regts. 113 zu rennen. Nachdem wir an der Feldküche das Mittagessen eingenommen hatten, geht es weiter. Vor den noch ganz gebliebenen Häusern sieht die Zivilbevölkerung und mustert finster den grauen, singenden Heerwurm. Der Weg steigt an, der Geschützdonner wird stärker. In einer Stunde sind wir durch schönen Laubwald auf der Höhe angelangt und vernehmen nun die gewaltigen Abschüsse der hier in Stellung befindlichen badischen Infanterie (Nr. 14). Wir steigen zu Tal, an langen Reihen von Proben von Artillerie und Munitionskolonnen vorbei. Am Waldrand rastend, bemerkten wir, daß außer uns noch jemand da war, nämlich der Feind; plötzlich ein langgezogenes Rollen in der Luft: eine schwere Granate, einen gewaltigen Trichter in den Sturzacker wühlend, explodiert in unserer Nähe. Wir treten wieder an die Gewehre, um kurze Zeit darauf in das in der Talsohle liegende, ein weißes Bild der Zerkörung bietende Dorf Meuil einzurücken. Feuer loderte an verschiedenen Stellen, Brand- und süßlicher Leichengeruch erfüllten die Luft. Das gewohnte Lied erstarrte uns Neulingen auf den Lippen. Hinter der Friedhofsmauer wird Halt gemacht und uns eröffnet, wir sollten uns für die Nacht einrichten, morgen kämen weitere Befehle. Hier trafen wir Angehörige unseres aktiven Regiments, deren arg mitgenommene Uniformen uns viel sagten, was die Beute schon hinter sich hatten. Sie freuten sich, zu erfahren, daß das Ersatz-Bataillon nunmehr da sei, und erzählten uns, das Regiment hätte, besonders bei dem Waldgefecht bei St. Barbe, schon schwere Verluste gehabt. Die Nacht brach herein, und so lagerten wir bei der Friedhofsmauer, wegen der Kühle uns mit unseren Mänteln bedeckend und uns nahe an die längs der Mauer stehenden Bespannungspferde einiger Geschütze des Feldartillerie-Regts. 66 anschmiegend. Aus unserem festen Schlaf wurden wir gegen 1 Uhr

früh des 4. Septembers unsanft aufgeweckt und zwar durch fürchterliches, gegenseitiges Artillerie- und Infanterief Feuer. Granaten und Schrapnells kreppten über unseren Köpfen in nächster Nähe und singend pfliffen die Infanteriegeschosse dazwischen. Und immer wieder das unheimliche Rollen der von hinten aus der Festung Epinal kommenden schweren Granaten. Wir eilten zu den Waffen, einen Durchbruch des Feindes erwartend, doch wurde es nach zwei Stunden ruhiger und alles löste sich in Einzelfeuer auf. Es war einer jener von den Franzosen beliebten Feuerüberfälle, die Tag und Nacht hier zu unserer Einzigen, dafür aber umso sichereren Unterhaltung dienen sollten.

Bei Tagesanbruch hieß uns der Oberst und Kommandeur des Regiments — wir standen in dem Hohlweg oberhalb des Friedhofes — willkommen, gab seiner Freude über unser Eintreffen Ausdruck und sagte u. a., daß er uns sehr gerne ein frisches, fröhliches „Guten Morgen“ zurufen möchte, wenn nicht die Nähe des Feindes es verbieten würde. Nachdem wir aus dem Munde dieses unseres nunmehrigen Kommandeurs noch ein Kurzes über bisherigen Kampf, Erfolg und Sieg des Regiments gehört, erhielten wir Befehl, gruppenweise in vor uns liegende Schützengräben einzuschwärmen. Diese lagen auf freiem Felde; daher versuchten wir, uns möglichst gegen Sicht deckend, den Ausbau derselben. Das war aber äußerst erschwert durch den Umstand, daß nur einige von uns im Besitz von Schanzzeug waren. Es war uns kurz vor unserem Ausrücken in Mühlheim abgenommen und an eine telegraphisch ins Feld gerufene Truppe abgegeben worden. Am Abend wurden wir hier wieder herausgenommen. Gegen 8 Uhr bekamen wir erneut Befehl, etwa 500 Meter vom Ortsrand entfernt, rechts und links der Straße nach Rambervillers eine Stellung auszuheben. Es hieß, daß großes Pionierschanzzeug sofort nachkäme. Wir marschierten also los; überall nur Trümmer und Ruinen. Vom Ortsrande ab gehts in Reihen rechts um zu beiden Seiten der Straße. Am bezeichneten Punkt wurde Halt gemacht und in aller Stille eine Kompanie rechts, die andere links der Straße in vorgeschriebenen Zwischenräumen auseinander gezogen. Da die ganze Sache nicht lautlos genug hergegangen war, so hatte die im Walde bei Anglemont postierte französische Feldartillerie Verdacht geschöpft. Sie eröffnete das Feuer und sandte ihre Granaten und Schrapnells in kurzen Abständen über die Stellung, wo wir uns nunmehr einschzenen sollten. Da die Geschosse in nur Meterhöhe über dem Boden dahinsauften, war die Situation für uns kritisch, umso mehr, als das versprochene Schanzzeug noch nicht eingetroffen war. Es begann daher für uns ein verzweifeltes Sichhineinwühlen in die Erde mit allen Mitteln, wie Seitengewehr, Kochgeschirrbedel und

selbst mit den Händen. Die Nacht war finster und sehr kühl, aber uns rann der Schweiß in Strömen vom Gesicht. Dabei fiel uns der andauernde starke Veidengeruch auf. Der Platz, wo ich mich einwählte, war ein Kleeder. Wir kamen nun auf den Gedanken, die Dickrüben des nebenan liegenden Feldes auszutreiben und vor uns aufzutürmen, um, nachdem diese mit Erde überdeckt, möglichst rasch wenigstens einigermaßen eine Art „Verme“ vor uns zu haben, denn der Franzose rasierte das Gelände in schrecklicher Regelmäßigkeit ab. Trotz fleißiger Anstrengung machten wir natürlich nur wenig Fortschritte, bis endlich gegen 3 Uhr früh des 3. September die heißerfehten großen Spaten kamen. Ihre Zahl war jedoch so beschränkt, daß jeweils nur der sechste Mann einen solchen erhielt. Trotzdem aber wurde abwechselnd drauf losgeschuftet und wir verschwanden allmählich in der Erde. Es wurde uns klar, daß wir in dieser Nacht unsere Feuertöpfe erhalten hatten. Schweißriesen und zu Tode erschöpft, sahen wir bei Tagesanbruch mit Entsetzen, daß wir uns, besonders links der Straße, wo ich war, mitten in einem Feld voll halb in Verwesung übergegangener Toten befanden. Daher also der intensive Gestank während der hinter uns liegenden schrecklichen Nacht. Meistens waren es französische Infanteristen, jedoch waren auch einige Turkos darunter. Die vom Verwesungsprozess aufgetriebenen Leiber, zwischen denen die Herbstzeitlosen emporsprossen, sowie die schwarzen, verzerrten Gesichter gewährten einen geradezu schenüchlichen Anblick. Bei dem gegen Mittag einsetzenden schweren Artilleriekampf hatten wir mehrere Verwundete. Das Essen wurde uns durch Kameraden in den Feurpausen aus Menil gebracht. Da die Tage sehr heiß waren und es dadurch zwischen den Leichen für uns geradezu unerträglich wurde, so begruben wir jeweils in der Früh- und Abenddämmerung die in unserer nächsten Nähe liegenden Toten in einem Massengrab. Auf der vor uns liegenden Höhe lagen aber noch über hundert solcher Verwesender. Wegen des feindlichen Feuers konnten wir es aber nicht wagen, auch diese zu begraben. Es wurden daher einige alte Zivilisten unter Führung des Ortsvorstehers (Maire) zu dieser traurigen Arbeit befohlen. Am 6. und 7. September wütete das gegenseitige Artilleriefeuer fast ohne Unterbrechung den ganzen Tag. Außer zwei noch heißen Geschossteilen, die mich am 5. und 7. September, ohne zu verletzen, trafen, war ich bisher noch glücklich weggekommen.

Es war für uns sehr aufreibend für Körper, Geist und Nerven, diese andauernde, unbewegliche Bereitschaft in fast stetigem, rasenden Strichfeuer von Artillerie und Infanterie. Am 8. September, nachts 1 Uhr, wurden wir von der 3. Kompagnie des aktiven Regiments abgelöst und rückten geräuschlos nach Menil zurück. Das erste war nun, daß sich jeder, wenn irgend möglich, einen Spaten verschaffte,

dessen hohe Bedeutung wir jetzt kennen gelernt hatten. Den Tag verbrachten wir in Ruhe und mit Instandsetzung unserer Sachen am Hohlweg bei der Friedhofsmauer. Das Innere der Kirche war noch erhalten, doch war das Dach und die Decke durch einen Volltreffer zerstört und aller Schutt lag auf dem Boden der Kirche. Abends 1/11 Uhr mußten wir wieder abrüden zur Besetzung einer halb ausgebauten Stellung, etwas mehr rechts von der bisher innegehabten, gegen das Dorf Anglemont zu. Wir hatten schwere Schanzarbeit bei Regenwetter. Auch am 9. und 10. September war der gegenseitige Artilleriekampf geradezu verzweifelt und fast den ganzen Tag anhaltend. Die Nächte waren verhältnismäßig ruhig, doch trat in der Nacht vom 9. zum 10. September ein schweres Gewitter ein, das unsere bisherige, in damaliger Zeit noch sehr primitive Schanzarbeit in einen wässrigen Morast verwandelte. Zwei Herbolzheimer Kameraden, die sich zusammen einen Unterstand gebaut hatten, wurden miteinander von einer Granate zerrissen. Um uns große Brände; auch Anglemont brannte lichterloh. Am 10. September, abends um 1/12 Uhr, löste uns die 12. Kompagnie ab. Zu unserer Verwunderung bogon wir jedoch nicht wie bisher in Menil am Friedhof um die Ecke, sondern es ging durch den Ort hindurch. Wir stiegen, nachdem wir Menil hinter uns hatten, bergan bis auf die Höhe, der Stellung unserer schweren Artillerie. Hier verbrachten wir den Rest der Nacht. In der Frühe, nach Einnahme des Essens an der Feldküche, ging es abwärts, Richtung Baccarat. Auf einem erhöhten Platze vor der Stadt wurden wir gelöhnt, und jetzt erst, es war mittlerweile das ganze Regiment zusammengekommen, erfolgte unsere endgültige Einteilung in die Kompagnien des Regiments. Hier erfuhren wir, daß sich unser Gros vom Feinde löstete und wir für anderweitige Aufgaben freigemacht werden mußten. Tatsächlich gab es nun für uns schwere Marsch-tage, doch waren wir für heute froh, aus der Hölle und dem Leichenseld von Menil heraus zu sein, und stolz darauf, daß es während unserer Anwesenheit dort einem mehrfach überlegenen Gegner nicht gelungen war, unsere Front zu durchbrechen.



Der Brunnen.

Als der Araberreisende Professor Euting, der oben auf dem Schwarzwald beim Ruhstein von seinen Fahrten und Wanderungen rastet, den Beduinen erzählte, daß es bei uns unzählige Quellen und Bäche gäbe, schüttelten die Söhne der heißen Wüste den Kopf: „Wie konntest du ein solches Land verlassen?!“ Ihr Boden trägt Myrrhen, Weihrauch und Gold; aber der Reisende kommt oft in die Lage, wie die Apostel in Goethes Legende vom Hufeisen,

daß man viel an solcher Stätt
für einen Trunk Wasser gegeben hätt!

Unsre Krieger im Morgenland haben dieselbe Erfahrung gemacht, wie Hoffmann von Fallersleben:

Heiße Lust und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
nur nach Deutschland tät mein Herz
verlangen,

und haben verstehen gelernt, daß Abrahams und Abimelechs Knechte sich um die Brunnen zankten, und daß man sie in Italien in Marmor faßt.

Unser Brunnen hat kein so vornehmes Gewand. Ein Becken aus heimischem Sandstein umgibt ihn; dafür ragt auf der Säule, aus der das Brunnenrohr herauschaut, ein steinerner Markgraf, im Frieden groß und stark im Feld, ein Denkmal alter Zeit, da Fürst und Volk bei uns trenn zusammenstanden. Zu seinen Füßen hält der Greif mit Adlerskopf und Löwenhweif, mit Flüggelweib und Klauen das verblichene Wappenschild.

Der alte Herr glaubte dem Städtlein einen großen Dienst zu tun, als er die Quelle fassen ließ. Käme er heute wieder, würde er mit Staunen sehen, daß sie ein schmutzloses Standrohr an den Hydranten schrauben, wenn ein Brand zu bekämpfen ist, und die Mägde in der Küche einen kleinen Hahn aufdrehen, wenn sie Wasser brauchen. Sie umlagern den Brunnen nicht mehr, an dem es sich einst so gemütlich plauderte, während der Zuber überlief; an dem der Soldat sicher war, sein Mädele zu finden, wenn er ihm etwas Dringendes zu sagen hatte.

Die Brunnenpoesie des Wasserholens hat aufgehört. Fast auch der Brunnen selber;

es hat nicht an Vorschlägen gefehlt, ihn als „Verkehrshindernis“ abzubauen. Einstweilen rauscht er noch; wie mancher frühere Wohltäter der Stadt fährt er fort, unberührt durch die erlittene Kränkung, ohne Furcht vor den Drohungen seine Gaben anzubieten, ob viele oder wenige daran Geschmack finden.

Freilich bei Tag übertönt das Rassel der Räder, der Lärm des Verkehrs sein gedämpftes Plätschern. Erst wenn das Getriebe verstummt und die Nacht ihre Schleier breitet über Markt und Gassen, kommt das murmeltende Rinnen und Raunen des Brunnens zur Geltung. Es tröstet den verspäteten Wanderer, daß noch nicht alles Leben außer ihm erstorben ist. Wer auf verbotenen Wegen schleicht, glaubt das Geplauder unvermuteter Zeugen zu vernehmen; und wer vor Fieberhitze nicht schlafen kann, gedenkt der Stimme seiner Mutter, die ihn das erste Gebet lehrte: Gottes Brunnlein hat Wassers die Fülle...

Raum aber graut der neue Morgen, da bekommt der Brunnen schon die ersten Gäste. Die Menschen schlafen in den hellen Tag hinein; aber die Vögel wissen die Morgenstunde zu schätzen. Schau, wie der Spatz im schrägen Gleitflug heranstreicht und genau wie die Kugel aus dem Rohr, den Rand des Brunnensteins trifft! Vorsichtig äugt er umher, denn er hat ein schlechtes Gewissen; dann nippt er, legt das Köpfchen zurück und läßt den Trank genießend die Kehle hinabgleiten. Sein Gaumen fühlt noch, daß frisches Wasser köstlich schmeckt.

Jetzt bricht er den Frühschoppen ab, hebt mißtrauisch den Kopf und schwingt sich auf den verwitterten Helmbusch des Markgrafen. Leise wiegend kommt quer über den Platz ein Käglein heim von nächtlicher Streife, etwas träge und überwacht; darum wird es des Vogels erst inne, als er aufsteigt. Gewohnheitsmäßig schaut das schlanke Raubtier dem Flüchtling nach. Aber es weiß wohl, mit Flugzeugen kann es nicht weit-eifern; gewandt springt es auf den Trog und leckt das erquickende Raß, dann tritt es mit aufgerecktem Schwänzlein weiter.

Aus ist's mit der Ruhe. Dumpfes Rollen, das mählich näher kommt, verkündet den ersten Marktwagen. Ihm folgen bald

andere. Eine Wagenburg schließt sich um den Brunnen. Die Händler sind schon lange auf den Füßen; wer etwas verdienen will, muß früh aus den Federn; sie verächteln den kühlen Trunk, sie wollen etwas Warmes. Aber ihre Waren schleppen sie herbei, Gemüse, Kraut, Salat, der Brunnen hilft sie frisch und ansehnlich machen.

Durch das Marktgewühl ziehen die Kinder zur Schule, einzeln oder in Trüpplein. Sie haben es eilig, denn sie dürfen nicht zu spät kommen und schenken dem Brunnen keinen Blick. Aber laßt nur die Schule erst aus sein, da ändert sich das Bild! Im Sturm nehmen sie Besitz von dem edigen Becken, kühlen Hände und Arme, hängen die Füße hinein. Bald hebt ein neckisches Spritzen an, die Mädele entlaufen schreiend, doch ein zukünftiger Wasserkünstler hält die Hand unter das Mundstück und erzielt durch den Luftdruck einen kräftigen Strahl, der die Fliehenden erreicht. Dann lassen die Buben papierne Schiffechen schwimmen — die einzige Flotte, die uns noch erlaubt ist. Unsere Handelsschiffe, welche die Kolonialwaren aus der Ferne heranholten, unsere Kriegsschiffe, die sie beschützten, sind ja — zu Wasser geworden.

Ob der Mann daran denkt, der jetzt seinen Mund gegen das Rohr preßt? Er tunkt ein Stück Brot in die Flut, um es schmachhaft zu machen. Auf Wasser und Brot gesetzt! Er hatte sich die goldene Zeit etwas anders gedacht und grollt denen, die ihn blinde Blindenleiter als „schulb an dem ganzen Schlammfessel“ bezeichnen. Laß dir keine Brille von Schuhsohlen aufsetzen, lieber Freund, geh' an die rechte Quelle! Es kann nicht anders werden, bis du klar sehen gelernt hast, so klar, wie das Wasser vor dir. Natürlich gibt es Leute, die dir den Blick trüben möchten, um selbst im Trüben zu fischen...

Scheitelrecht fallen die Strahlen der Mittagsonne, kurz wird der Schatten des Brunnenbildes. Der Lärm ruht, der Brunnenquell nicht. Er fühlt die heiße Luft und macht den Aufenthalt unter den Bäumen am Markt angenehm. Nicht für die Menschen allein. Wo in den Vertiefungen des Brunnenrandes flache Lachen stehen, fliegen die Tauben herzu, baden sich und streichen ihr Gefieder glatt.

Dann erscheinen die Leute wieder. Alte, deren Füße nicht mehr weiter wollen, als zu

den Bänken um den Brunnen. Kinder, die einzigen, die unserm Gegenwart unbekümmert spielend genießen dürfen. Ernst, fast grimmig starrt der Greif in das Gewimmel. Er möchte die Kinder noch gern groß sehen, wie sie den Kampf aufnehmen mit der Bürde der Zeit...

Ein junger Mann kommt zum Brunnen, als die Sonne schon tiefer steht, ein Blumensträußchen in der Hand, und lehnt sich an das Wasserbecken. Er scheint ungeduldig und schaut zuweilen nach der Uhr am Rathhausturm. Gerade, wie er wieder etwas mißmutig die hellen Tropfen auf seine Blumen träufeln läßt, tritt von der Seite, nach der er nicht geschaut hatte, die Erwartete an ihn heran. Schnell nezt sie die Finger, spricht ihm die Wange... er fährt herum, sie begrüßen sich und schlendern zusammen weiter. Der Greif lächelt, er hat im Spiegel des Wassers ihre Augen leuchten sehen...

Halte dein verblichenes Wappenschild, Greif! Rausche weiter Brunnen, gib allen, die dir nahen, Frische und Reinheit! Wie die Tropfen rinne, verrinnt die Zeit.

Ginst wird es wieder helle
in aller Brüder Sinn.
Sie kehren zu der Quelle
in Lieb und Treue hin!



Größe der Weltmeere.

Von den 510 Millionen Quadratkilometern der Erdoberfläche sind 366 Millionen vom Meere bedeckt; es stehen also 72 % Meer gegen 28 % Land. Die Ausdehnung der Ozeane (die beiden Eismeeere sind noch nicht im ganzen Umfange bekannt) und der wichtigsten Nebenmeere ist folgende:

Stiller Ozean	161	Mill. qkm.
Atlantischer Ozean	80	" "
Indischer Ozean	73	" "
Australisch-asiatisches Mittelmeer	8	" "
Amerikanisches Mittelmeer (Golf von Mexiko, Karabisches Meer)	4,6	" "
Europäisch-afrikanisches Mittelmeer	3,4	" "
Sichinesisches Meer	1,2	" "
Japanisches Meer	1	" "
Nordsee	0,548	" "
Notos Meer	0,440	" "
Däsee	0,431	" "

Der fromme Peter.

Von Elisabeth Hammler, Eppingen. Mit Zeichnungen von Vera Joho, Pforzheim.

Im Stall auf dem Futtertrog saß Peter, der Knecht des Rainbauern, und stierte finster vor sich hin. Daß er auch gar so dumm sein konnte! Eher hätte er geglaubt, daß ein Kabe wie eine Lerche singen lernt, als daß er von der Traudel fortgeschickt werden würde.

Einen Bauer wolle sie heiraten, keinen Knecht, hat ihm die Traudel gestern Abend zur Antwort gegeben, als Peter erzählte, daß er mit dem Rainbauer gesprochen habe, und daß dieser ihm eine schöne Stube auf dem Hof geben wolle, wenn er die Traudel heirate, und bei ihm arbeiten könnten sie beide ihr Leben lang.

Schon an die zehn Jahre ist Peter Knecht bei dem Rainbauer. Der Bauer hat ihn gern, weil er fleißig und zuverlässig ist, und Peters Streben war, ein fleißiger und getreuer Knecht seines Herrn zu sein und zu bleiben. Und wenn die Traudel sein Weib geworden wäre und hätte auf dem Hof mitgearbeitet, hätten sie beide ihr schönes Ankommen gehabt.

All seine schönen Pläne hat nun die Traudel gestern Abend vernichtet.

Mit seinen zwei Ackerlein könne er doch nicht Bauer werden, hat Peter der Traudel, die beim Nachbar, dem Bachbauer diente, entgegengehalten, und die Traudel hat ihn daraufhin einen Dummkopf geheißen und ihm das Hofter vor der Nase zugeschlagen.

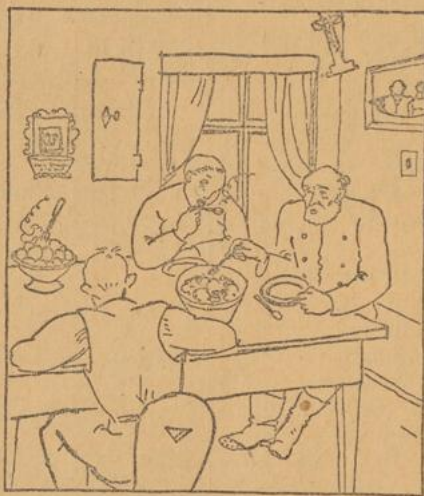
„Die Traudel isch vom Hochmutsteufel b'esse“, seufzte Peter auf seinem Futtertrog, „da werd' i' halt ein Lediger bleibe' müsse“, und tief niedergeschlagen trrottete er sich in die Stube, um mit den andern die Morgenuppe zu essen.

Die Bäuerin sprach das Tischgebet und wie der Peter sich auf die Bank am Tisch

setzte, fiel sein Blick auf den Abreißkalender. Da war der 27. September noch drauf und heute war der 28. Mit einer mechanischen Bewegung zieht der Peter das Blatt ab und wie er gedankenverloren darüber hinschaut, reißt er plötzlich die Augen auf, wird bald rot, bald blaß und stiert mit halb offenem Mund auf das Kalenderblatt.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!“

stand da mit fettgedruckten Buchstaben zu lesen.



„Peter, dei' Supp' werd' kalt“,

„Peter, dei' Supp' werd' kalt“, brummt der Bauer. Peter ließ das Kalenderblatt verstoßen in seine Rocktasche gleiten und löffelste seine Suppe.

Noch nie hat der Peter so still und dann wieder so grimmig Kartoffeln gegraben, wie an diesem Tag, und der Bauer wurde heute aus seinem Knecht nicht klug.

„Wenn der Herrgott selber foi' Knecht will, kann i's auch der Traudel nett bedenke, und dann isch's am End' doch foi' Hochmut von ihr“, philosophierte der Peter bei seinen Kartoffeln.

Am Feierabend holte Peter seine Bibel, denn er war wirklich ein frommer und getreuer Knecht seines Herrn. Da fand er wohl Stellen von getreuen Knechten und daß sie belohnt wurden, aber die Stelle, daß der Herrgott keine Knechte wolle, fand er nicht.

„Wenn's im Kalender steht, muß es aber doch wahr sei“, grübelte Peter, legte das Buch an seinen Platz und ging zur Traudel.

Andern Tags schaute der Rainbauer seinen Knecht öfter verwundert an, fragte ihn auch einmal, was mit ihm los sei, erhielt aber nur ein verlegenes Brummen als Antwort.

Doch nach dem Abendessen hielt es der Peter nicht länger aus.



Peter wies ihr die Tür: „Du bist schuld“.

„S' hätt' ebbes mit Euch zu rede“, jagte er zum Rainbauer und drehte verlegen seine Mühe in den Händen.

„Was hast?“ fragte der Bauer freundlich und der Peter legte los:

„Die Traudel hat g'sagt — die Traudel hat g'moint —“, der Peter kriegte das Stottern.

„Na, wann ist Hochzeit?“ lachte der Bauer.

Peter holte tief Atem und gab sich einen Ruck: „Im erste' halbe Jahr noch nett, aber in sechs Woche' isch Martine und da könntet Ihr mir, wenn i' mein Lohn krieg, die Gälst' in Geld gebe, die ander' Gälst' in Weize'. Und der Pacht von meine zwei Ackerle isch bis Martine aus, dann will i' sie selber rumbaue und will newebeil mitschaffe; do könnt' Ihr nix dagege' have, i' bin sonst fleißig un' schaff' mei' Sach' recht.“

Der Bauer war verdukt und schon war es ihm beinah' gelungen, dem Peter seine Idee auszureden, da faßte wie zufällig Peters linke Hand das Kalenderblatt in der Rocktasche und er dachte an Traudel, und daß sie ihm eingeschärft hatte, sich auf nichts sonst einzulassen, weil es in der Schrift heißt: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben.

Einem Moment dachte Peter daran, den Kalenderzettel zu zeigen, wo es heißt, daß

der Herrgott keine Knechte wolle, aber rechtzeitig fiel ihm ein, daß die Traudel ihm das streng verboten hatte, und es war ja keine Falschheit, wenn er den Zettel nicht zeigte, es war nur Verschwiegenheit, und so erklärte Peter, daß er sich auf nichts sonst einzulassen könne.

Der Bauer wollte seinen braven Knecht nicht verlieren und gab nach.

Die Traudel hat ihrer Bäuerin auf Martini als Lohn die Gälst' in Geld, die andre Gälst' in Schmalz verlangt, weil sie nächstes Jahr den Peter heiraten wolle und sich für das sorgen müsse. — Der Peter solle dann vorerst als Tagelöhner beim Rainbauer arbeiten, nimmer als Knecht, und sie wolle der Bäuerin schaffen, so oft ihr dies möglich sei. Wohnen wollten sie dann bei Traudels Mutter — der Wäschergetrel —, die ein Hättlein am See habe und noch recht rüstig sei.

Die Bäuerin hatte die brave, flinke Traudel gern und willigte ein.

Peters Weizen wanderte aber bald nachher in Form von Mehl heimlich in die Stadt und Traudels Schmalz ebenfalls. Ein Hotelbesitzer zahlte Kiesenpreise dafür; das war im Jahr 1917. Vom Kriegsdienst wurde Peter bereits im Jahr 1916 entlassen, weil er einen Schuß in den linken Oberschenkel bekommen hatte und davon nambast hinfte.



Eilig lief Traudel damit zum Brunnen

Und nun fingen die Traudel und der Peter einen richtigen Klein-Schleichhandel

an. Sie kauften kleinere Mengen Lebensmittel von den Bauern im Dorfe zusammen — für ihre Freunde in der Stadt, wie sie den Bauern erklärten — und verküschten alles wieder mit Gewinn an den Hotelbesitzer, weil es heißt: seid klug wie die Schlangen, und weil der Herrgott keine Knechte wollte. —

Anfang Dezember meinte Peter einmal, sie könnten vielleicht zum Frühjahr heiraten, zwei Geißn könne er jetzt kaufen und auch zwei Säule dazu; das Futter dafür täte er beim Rainbauer abverdienen.

Aber die Traudel war damit nicht einverstanden.

Dem Peter fehlten sechs Zähne, gerade mitten in der oberen Zahnreihe; die haben sie ihm rausgezogen, als er im Schützengraben lag und vor Zahnschmerzen fast verrückt wurde.

Er solle sich erst neue Zähne machen lassen, hat ihm die Traudel erwidert, sie wolle nicht Hochzeit machen mit einem, der einen zahnlückigen Mund habe, es tät' unappetitlich aussehen.

Erst ist der Peter während aufgefahren, dann tiefbetrübt über den Hochmutsteufel, von dem die Traudel befehen zu sein schien, nach Hause gegangen.

Wie er wieder in die Stadt kam, ist er aber doch zum Zahnarzt gegangen und drei Wochen später hatte er statt der Zahnlücke schöne neue Zähne.

Behn Jahre jünger und schneidiger tät er ausschauen, hat die Traudel ihm lachend erklärt, als er zum erstenmal mit seinen neuen Zähnen kam.

Daß die Zähne so viel Geld gekostet hätten, daß es beinahe zu zwei Geißn gelangt hätte, hat dem Peter große Sorge gemacht, aber die Traudel hat ihn beruhigt und versprochen, daß sie ihn nach Ostern heirate, auch wenn er jetzt nur eine Geiß kaufen könne.

Und nun fing auch der Peter an, sich über seine neuen Zähne zu freuen.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.“

Der Bachbauer hatte noch einen Rest Getreide zu dreschen. Zwischen Weihnachten und Neujahr bekam er die Dreschmaschine. Wohl an die zwanzig Leute halfen dreschen; auch Peter half mit. Er stand auf dem Dreschwagen und legte Garben ein. Der Staub kratzte Hals und Nase.

Hazi! Hazi! mußte Peter niesen und beim zweiten Mal niesen kratzte der Staub am Gaumen, daß Peter auch Husten mußte.

Unmittelbar darauf gellte ein fürchterlicher Schrei vom Dreschwagen. Er hatte seine neuen Zähne rausgenießt oder rausgehustet und konnte sie nirgend mehr finden. Anscheinend hat der nimmersatte Dreschwagen sie verzehrt wie vorhin die Garben.

Die Drescher und der Bauer stuyten, weil Peter ihnen solchen Schrecken eingejagt hatte wegen so einer blödsinnigen Zahnraffel, meinten sie,

— einige lachten sogar und das Dreschen nahm seinen Fortgang.

Peter mußte so arbeiten, daß ihm keine Minute Zeit blieb, sein Pech zu überdenken, aber als die andern am Feierabend sich an den Tisch setzten zum Nachtessen, fehlte der Peter.

Der saß ganz geknickt in seiner Kammer und stammelte ein über das andre Mal vor sich hin:

„Noi, noi, foi Gaiß un' foi Zähn!“ Des ich d'Strof for den Hochmut, foi Gaiß un' foi Zähn!“

Traudel ging zu ihm und wollte ihn trösten. Peter wies ihr die Tür: „Du bist Schuld! Du bist Schuld mit dei'm Hochmut! Mit uns ich's aus.“



dann schaut der Peter selig lächelnd auf sein schmudes Weib und seinen Stammhalter

In den nächsten sechs Wochen lief die Traudel mit vermeinten Augen rum und Peter war noch wortkarger wie früher.

Anfang Februar lud der Bachbauer Mist auf. Die Traudel kehrte den Rest zusammen. Da lag etwas auf dem Boden; rot und weiß schien es durch den Mist. Traudel sah genauer hin und schrie vor Freude laut auf.

Es waren die Zähne Peters.

Eilig lief Traudel damit zum Brunnen und wusch sie ab; dann ließ sie alles liegen und stehen und rannte in's Nachbarhaus. Fünf Minuten später hatte der Peter seine Zähne wieder an. Wer war glücklicher als die beiden! Der Peter hatte seine Zähne wieder und der Friede war hergestellt.

Acht Wochen später war Hochzeit.

Zwei Gaiszen und zwei Säule hat das junge Ehepaar sich angeschafft, und tüchtig gearbeitet hat der Peter den Sommer über beim Rainbauern, und die Traudel bei der Bachbäuerin.

Im Spätjahr haben sie noch ein paar Aecker in Pacht genommen und statt der zwei Gaiszen eine Kuh angeschafft.

Als Peter die Kuh einstellte, hat er zur Traudel gesagt: „Wenn der Herrgott foi Knecht will, wird er a' foi Tagelöhner wolle in' nächstes Jahr werd' i' an richtiger Bauer.“

Dreieinhalb Jahre sind seitdem verflossen.

Das Häuslein am See hat einen Aniestock erhalten und im Stalle stehen heute drei Kühe und zwei Kälblein. Außerdem hat der Peter drei Schweine, ein Duzend Hühner und ebensoviele Enten; und wenn die Zeiten noch zehn Jahre so schlecht bleiben, wird der Peter ein reicher Mann. Ein frommer Mann ist er sowieso und die Traudel eine fromme Frau.

„S' tät mir's für a Sünd' anrechne, arme Städter so hohe Preis zu verlange“, pflegt der Peter seinen Nachbarn zu sagen, wenn sie sein Vorwärtskommen rühmen, „wenn awer d' Städter selber die hohe Preis biete, geb' i's mit ruhigem Gewisse' her; es heißt: seid klug wie die Schlangen. Die Städter glaube nix mehr, deshalb isch der Sege' von ihne' g'nomme und de' Bauere gegebe.“

Und wenn Sonntags die Freunde von der Stadt kommen und den Peter bewundern und beneiden, daß er's vom armen Knecht zum wohlhabenden Bauer gebracht hat, dann schaut der Peter selig lächelnd auf sein schmuckes Weib und seinen Stammhaster auf ihrem Schoß und deutet auf den Wanderspruch über der Kommode.

Den hat der Hotelbesitzer in der Stadt auf Peters Wunsch besorgen müssen und da steht mit großen Buchstaben zu lesen:

„Der Gott, der Eijen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!“

Kriegerstiefel.

Novelle von Max Wittrich.

Unter den Tirolern des Ostens, den Bergbewohnern der Bukowina, waren zwei Brüder. Ihr Großvater war ein knideriger Mann gewesen, hatte sich vom Dorfschuster und Schuhhändler durch Arbeit und ertragreiche Heirat zum Bauerngutsbesitzer aufgeschwungen und Zeit seines Lebens die Schusterbrille behalten mit Vorzügen und Nachteilen.

So lange ihm der Schusterhemel Stütze war, rückte der Mann für seine in Czernowitz lebenden drei Söhne nicht gern einen baren Heller heraus; dagegen war er immer gelaunt, Schuhe und Stiefel zu opfern. So wanderten große Säcke mit mannigfachem Inhalt im Frühjahr und Herbst zu einem der kinderreichen Söhne; die andere

Nachkommenschaft fand sich wie zum Familientag dazu ein; allgemeines Aussuchen, Anpassen und Scheiden auf dicken Sohlen war die Folge.

Die Kindesfinder lernten den Spender nicht mehr als Nachfolger Hans Sachsens kennen, sondern nur den schuhspendenden Grundbesitzer; während der alte Mann bei seinen gewohnten geringen Bedürfnissen blieb, befreundeten sie sich mit der Welt. Die Ansprüche an das Leben stiegen, wenn auch vernünftig genug, als daß sich ihr Ahne ihnen ganz hätte verschließen mögen, wenn er auch nicht aus seiner Haut schlüpfte.

Einer der Enkel besuchte die Hochschule in Lemberg. Der war öfter im Selbstgespräch

und stimmte in solchen Zeiten gern Jago zu: „Tu Geld in deinen Beutel!“

Der Großpapa war weniger bereit, klaffischen Umwandlungen zu folgen, doch gestattete auch die alte Schusterbrille einen dem Studenten vorteilhaften Schritt. Auf Vorwürfe, so lautete die Antwort, mußt du verzichten; sie würden zwecklosen Ausgaben dienen. Aber schicke mir unerledigte vernünftige Rechnungen zur Einsicht, und ich will dir die aufgelaufenen Beträge senden!

Vernünftige Rechnungen?

Der fein dressierte Verstand des jungen Menschen sagte sich, nach der ganzen Vergangenheit des Großpapa und seinen feststehenden Gepflogenheiten würden die vernünftigsten Bedürfnisse ihm nichts weiter sein als Stiefel und Schuhe.

Also waren die Studenten-Rechnungen mit Kanonen- und Kleinkalibrigen Stiefeln, Sonntags-, Arbeitstags-, Kolleg-, Fecht-, Berg- und anderen Schuhen durchschossen, und wirklich wurden die ständig anschwellenden Posten nicht bemängelt.

Die Wucherblume gedieh, sie schlug Wurzel auch bei den nicht studierenden Brüdern — mit dem gleichen Erfolg.

Der brüderliche Dreiverband, selber erstaunt, traute dem greisen Sonderling sogar den nötigen Humor zu, auf den Grund der Dinge zu schauen, sich aber lieber auf liebenswürdige Art bemogeln zu lassen, als anerkanntermaßen für andere Zwecke als Fußhüllen tiefer in den Beutel zu greifen.

Der Mann verteidigte eben nur seinen Standpunkt.

Ganz einflusslos auf Denken und Fühlen der Nachkommenschaft konnte diese wirtschaftliche Grundlage nicht bleiben. Ohne sich über die Ursache recht klar zu werden, guckten sie den liebenswürdigsten Mädchen nicht nur in die Augen, sondern ebenso durchdringend auf die Schuhe. Erst das Urteil über die Verfassung von Oberleder, Sohlen und Absätzen entschied endgültig. Die Erfolge waren nicht schlecht, und so wurden neue standhafte Brücken geschlagen zu Denken und Fühlen des schusterlichen Ahnen.

Zwei seiner Enkel, dem Gerber- und dem Schmiedehandwerk zugetan, waren nach dem Mord von Serajewo sofort bereit, mit einer Legion von Bergbewohnern frisch vom Leder zu ziehen,

Sie sahen, gleich allen Tirolern des Ostens, ernste, erbitterte und lange Kämpfe voraus, bestellten ihr Haus fürjorglich, trankten die Sohlen kräftiger Stiefel mit Leinöl, verbargen sechs Paar Ersatz-Langschäfter in den geheimsten Kellervertiefungen bei Uhren, Ringen und einem Säckchen Geld und zogen mit Blumen an Gewehr und Hut als siegesicherer Landsturm ins Feld, bewährten sich als tapfere Schützen und waren immer bei der Hand, den Gegner zu verjohlen, wenn der Einbrecher auch zäh war wie Galgenleder.

Jede Kugel traf nicht. Der rauschende Strom herbstlichen Regens aber bahnte sich den Weg um so sicherer in jeden Halsfragen, ergoß sich tagelang über den ganzen Körper, floß in die Stiefel und verband sich mit dem raschen Fluß zu Füßen der Legionäre. Und im Winter froren die nassen Kleider zur Nachtzeit glashart, weil man kein Feuer anzünden durfte. Im Sonnenschein wurde der Schaden geringer und der Körper erholt sich. Nur die Stiefel wurden von Tag zu Tag empfindlicher trotz Del und Fett, und schnürten gleich spanischen Stiefeln den Geist der Kämpfer ein; denn die Krieger hatten darauf gebrannt, den Feind „anzugehen“ und tagtäglich die höhere Erlaubnis erwartet. Nun begann sich das frostige Beinleder zu sträuben gegen Gewaltmärsche.

Die Geplagten versuchten die Hülle nach abzuliegen und verschlimmerten das Uebel: die Füße wollten morgens überhaupt nicht mehr hinein und fühlten sich bedrückter als durch den ganzen langen Krieg. Da behielt die Mannschaft die Fußbekleidung an und fror mit ihr an den Boden. Man zog die Stiefel aus und nahm sie, gleich dem liebsten Freund, schlafend an die Brust, unter den Rock, um sie geschmeidig zu erhalten. Das half. Doch weil auch ihre Sohlen dünner wurden, riefen die Stiefel gleich ihren Besitzern dennoch stürmisch nach Abhilfe.

„Wenn wir nur,“ sagte der Gerber, „unferre Reserve-Langschäfter hätten!“ Der Schmied stimmte leuchtenden Auges zu. Einige Kameraden hörten von der Dase und hätten gern geholfen zu holen und zu teilen; denn neue Kommiß-Stiefel, sagten sie, könnten die in Mahala bewahrten ersehnten Ideale gewiß nicht ersetzen.

Allein in und bei Mahala, nicht weit von des Reiches Grenze, lagen die Russen. Wie

viele, in welchen Stellungen, das blieb noch zu erkunden.

Da entschloß man sich, den Blick zu erweitern.

Eine Schleichwache durfte Katze sein, die Maus im Dunkeln zu beobachten.

Und Schmied und Gerber durften gehen, mit neun Genossen, durch Sprühregen, über weiche Wege. Fünf zur Rechten, sechs zur Linken, so kaskelten sie sich zum russischen Nest vor.

Durch Wassergräben schlängeln sie sich; zu versinken drohen sie im Sumpf. Die „Trittschen“ jaugen und spritzen Wasser wie Pumpen. Von Lichtkegeln werden die Patrouillen gepackt, geheßt wie Schmetterlinge vom Netz. Von feindlichen Scheinwerfern, von Suchern entfernter befreundeter Abteilungen — wer will das entscheiden?

Aber in Czernowitz nistete sich Sorge und Sonnenfleck Aufregung ein. Denn ein Reiter hat gemeldet, eine Kompagnie rücke auf Mahala auf. Eine Kompagnie? Trotzdem man trotz Del mit Czernowitz kurz vorher mindestens soviel russischen Sibirerfahren hat: der Feind besitzt Geschütze, Maschinengewehre, zählt drei oder vier Batterien! Was will dagegen die Kompagnie höhere Ausrichtungen? Wer hieß sie vormarschieren?

Gleichviel — sie muß aus den Klauen gerettet werden, in die sie geraten muß. Nur nicht Zeit vergeuden mit Nachforschungen! Aufklären mag sich der Zwischenfall später! Jetzt handeln: täuschen wir den Russen in Mahala Macht und ernstest Angriff vor, um die paar Draufgänger zu retten!

Und sofort fliegt der Befehl zur Artillerie ins Feld: Mahala beschießen!

Auf Sturmesflügeln kommt das Echo des Befehls zurück: Zu Befehl! Wo Totenstille war, ist die wilde Jagd losgelassen. Die Geschütze wettern ihr Machtwort nach dem Ziel, Granaten und Schrapnells beteiligen sich am Feuerwerk, die Lüfte keuchen und wimmern, auf das Lager der Russen fallen tausend Mörser aus Teufels Küche.

Kurz vor dem Ziel der Geschosse stutzen die beiden Häuflein der todesmutigen Streifwache. Sie lösen das Rätsel der Artillerie-Beschießung nicht, suchen und finden sich und sind rasch entschlossen, die Lage auszunützen. „Ein Wink von oben!“ sagen sie sich:

Soldat, du junges Blut,
Du bist so hoch geboren,
Hast immer frohen Mut;
Drum wenn Kanonen brausen,
So darf es dir nicht grausen;
Wer's Glück hat, kommt davon,
Wer Angst hat, springt davon!

Furchtlos gelangen sie an den Zugang des an einigen Stellen brennenden Ortes mit der kopflos gewordenen Besatzung.

„Schnellfeuer!“ befiehlt der Führer der Patrouille, und in das Konzert der Feldgeschütze prasselt ein Geschosshagel.

Da halten die nächsten Moskalen keine zehn Pferde. Sie sehen sich verraten, umzingelt, dem Tod oder der Gefangenschaft geweiht. Die Beine in die Hand: nur rascheste Flucht kann helfen! Wie Besessene jagen sie davon.

Die frohe Botschaft fliegt zum Kommandanten, und die Geschütze schweigen. Wie ein böser Spuk sind die Geister des Kampfes verschwunden. Der Patrouille ist das Tor geöffnet: „Wer's Glück hat, kommt davon!“ Sie sind wie aus einem tollen Traum erwacht und werden umjubelt von Leuten, die an das Glück ihrer neuen Freiheit noch gar nicht glauben wollen. Eine wohlbesetzte Tafel, von den Russen im Stich gelassen, tut gut nach Wochen der Entbehrung. Und ein Dach über dem Kopf — Herrlichkeit! Und erst gar die neuen, trockenen, geschmeidigen Langschäfter am neuen Tag — Wunder über Wunder! Sieg auf ganzer Linie. Und die Sieger wie neugeboren. Und mit frischen Kräften weiter drauf, Kameraden — wir elf von den Tirolern des Ostens! Auf neuen Stiefeln zu neuen Zielen!

Grabinschrift.

Hier liegt der Förster Rupert Fuß,
er starb an einem Büchschenschuß,
der auf der Jagd von ohngefähr
ihn hat getroffen folgen schwer.
Zum Glück konnt' man ihn noch versehen:
Gott laß ihn fröhlich auferstehn!
Ich nannte ihn oben Rupert Fuß,
um hinzuweisen auf den Schuß;
doch hieß er in der Tat Franz Leim,
das aber paßte nicht zum Reim.
Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
als Jägersmann und guter Christ?

Schwank vom Teufelholen.

Nach einer alten Sage.

Was die Legende hier berichtet,
Trifft wahr'e Rechtsgelehrte nicht,
Vor diesen möglichsten Respekt:
In bösen nur der Teufel steckt.

Ging einst ein Jurispraktikus
Wohl über's Land zum Hilfsbeschlus,
Als auf ihn stößt, vorm Tore schon,
Gott sei bei uns selbst in Person.
Mein Advokat erschrickt drob nicht,
Bekam ihn oft schon zu Gesicht,
Und beide den Geschäften nach
Zusammen gehn, bis jener sprach:
„Mein lieber Teufel, sagt mir doch,
Das bleibt mir stets ein Rätsel noch,
Wie Ihr bei aller Eurer Macht,
Es doch noch nicht dahin gebracht,
Daß, wenn ein Mensch des Aergers voll,
Daß ihn der Teufel holen soll
In seinem finstern Mute schwört,
Ihr auf der Stell' ihn holt und hört.“ —
„Das kommt daher, Herr Advokat,
Der Teufel drauf entgegen tat,
„Weil selten oder niemals schier
Ein Mensch, der also spricht von mir,
Es ganz im Ernste damit meint,
Stets es ihm bloße Kurzweil' scheint.
Doch spricht den Wunsch im Ernst er aus,
Zeigt sich ein Braten für mein Haus,
Und wo ich merke solch' Gericht,
Da fackle ich gewißlich nicht.
Woll'n weiter wir zusammen gehn,
So könnt Ihr's selbst vielleicht noch sehn.“
So wandern sie denn wohlgenut
Fürbaß ein Streckchen; sieh, da ruht
In eines Baumes Schatten süß
Ein Schäfer, der die Herde ließ
Für sich so wandern ganz allein,
Und in dem Sumpf extrank ein Schwein.
Als er erwacht und dies gewahrt,
Da rauft er Haupthaar sich und Bart,

Und schreit: „So wünscht' ich, armer Knecht,
Daß mich der Teufel holen möcht'!“
Drauf stößt der Jurispraktikus
Den Teufel an den Pferdefuß;
Der aber schüttelt den und spricht:
„Der Mensch meint es im Ernste nicht.“ —
Als sie nun weiter schreiten fort,
Steht an dem Zaun ein Bauer dort
Mit einem Kinde arger Art,
Das schreit und heult bald grob, bald zart,
Und also ungezogen ist,
Daß d'rob der Mann Geduld vergißt
Und ruft mit lauter Stimme wohl:
„Daß dich doch gleich der Teufel hol'!“
Der Advokat glaubt nun gewiß,
Ein Höllenbraten sei doch dies;
Allein der Teufel wieder spricht:
„Der Vater meint's im Ernste nicht.“ —
Und weiter schreiten sie fürbaß,
Und sprechen noch so dies und das,
Bis an das Dorf sie kommen dann,
Allwo der Advokat gewann
Den ungerechten Richterspruch,
Der ward den Bauern drin zum Fluch.
Vor'm Dorfe aber stand bereit
Schon Alt und Jung voll Herzeleid,
Weil mit der Exekution
Der Advokat sich nahte schon;
Und als sie diesen nur geschaut,
Ertönt's von allen Stimmen laut
Aus banger Furcht vor schwerem Joch:
„O! holte ihn der Teufel doch!“
Da greift der Teufel auf der Stell'
Den Jurispraktikus am Fell
Und führt ihn mit sich in die Höll'.
Und ob der auch sich sträubt und wehrt,
Der Teufel sich daran nicht kehrt;
Er ruft: „Den Raßum jetzt du lernst,
Denn die's mal war's wahrhaftig Ernst.“

Th. Sell.

Sprichwörter.

„Selbst die Ewigkeit vermag nicht den Verlust
einer Minute zu decken.“ Altes Sprichwort.

*

„Wenn man anfängt, sich im Bett herumzu-
drehen, dann ist es Zeit, aufzustehen.“

*

Wellington.

„Die Art, wie ein junger Mann seine freie Zeit
anwendet, offenbart seinen Charakter.“ Norden.

*

„Wer ein Handwerk ausübt, der besitzt ein
Rittergut.“ Franklin.

„An allem Ort und Ende
Soll der gesegnet sein,
Den Arbeit seiner Hände
Ernähret still und fein.“

*

„Der Weg zum Reichtum liegt in zwei Wör-
tern: Arbeit und Sparsamkeit.“

Benjamin Franklin.

*

„So jemand nicht will arbeiten, der soll
auch nicht essen.“ Bibel.

Das Heilandskreuz.

Eine Legende von Hans Franck.

Als der Baumeister Matthias Engelbrecht von seiner rheinischen Vaterstadt den Auftrag erhielt, an Stelle des kümmerlichen Kirchleins, so ihr aus der Armfeligkeit der Väter überkommen war, ein Münster zu erbauen, das sich höher zum Himmel aufrechte, denn alle Gotteshäuser fünf Tagereisen weit in der Runde: da beschloß der Dreiunddreißigjährige, den Turm seines Vontes nicht in eine Kugel oder einen Knäuf, in eine Steinblume oder ein Kreuz auslaufen zu lassen, sondern ihn mit der Gestalt des Heilandes zu krönen. Den Leib dessen, der — Mensch und Gott in einem — sich aus der Ewigkeit in die Zeit hinab, sich aus der Zeit in die Ewigkeit hinaufgesehnt hatte, wollte er zwischen Himmel und Erde in meilenweit sichtbarem Symbolum aufstichten. Nicht den ans Kreuz Geschlagenen, dessen geschändeter Körper sich unter Schmerzen krümmte, sah er als Krönung seines Bauwerks, sondern jenen, der im Ueber-schwang seiner Liebe das erdumarmende Wort gesprochen hatte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ In der Fülle seiner Kraft sollte er dastehen: das Haupt verheißend aufgerectt, die Arme in unermesslichem Verlangen so sehnüchtig gebreitet, als wolle er Mensch und Tier, Haus und Acker, Wald und Wiege, Wind und Wolke umfassen und ins Heilandsherz drücken. Wodurch sich reichlich, ungewollt, als Krone auch seines Münsterturms ein Kreuz ergab. Aber nicht ein seelenloses Abstraktum, sondern ein be-seeltes Konkretum: das Kreuz eines über-menschlich menschlichen Leibes.

Am Feierabend desselben Tages, da der Grundstein des Münsters mit erstem, feierlichem Hammerschlag gelegt wurde, begann Matthias Engelbrecht die Gestalt des erdumarmenden Heilandes in Ueberlebens-pröße aus dem Stein herauszumeißeln. Tag für Tag, sieben Jahre lang, das gleiche: wenn Meister, Poliere, Gesellen, Lehrlinge, Arbeiter heimgingen, um der Abendruhe zu pflegen, dann schloß Matthias Engelbrecht, der von der ersten bis zur letzten Minute — beaufsichtigend, anfeuernd, ratgebend, ver-weisend, lobschenkend — in ihrer Mitte auf dem Bauplatz gestanden hatte, sich in seine

Werkstatt ein und begann die Arbeit an seinem Heilandskreuz. Was der Tag an Beglückungen und Bedrückungen ihm auferlegt hatte — und mancher brachte von beidem eine ungeheuerliche Bürde — in dem Augenblick, wo Matthias Engelbrecht allabendlich zu seinem Meißel griff, fiel es mit dem ersten in die tiefsten Tiefen herunterdringenden Atemzug von ihm ab. Nicht einmal des Sonntags ruhte er. Da Matthias Engelbrecht an ihm schon des Morgens zu meißeln beginnen konnte, statt wie wochentags erst des Abends, so wurde der Ruhetag der andern sein schmerzlich herbeigesehnter, ungeschmälerter Arbeitstag. Sieben Jahre lang. Am Feierabend desselben Tages, da der Bürgermeister der Stadt, der tief unten im Grund den ersten Schlag getan hatte, in schwindelnder Höhe des Münsterbaues zum Zeichen der Vollendung den letzten feierlichen Hammerschlag tat, legte auch Matthias Engelbrecht, von seiner fertigen Heilandstatue entzückt zurücktretend, den Meißel aus der Hand. Jetzt galt es nur noch, sie auf den Turm hinaufzuwinden, und das Werk seiner Werke, das seinen Namen fernsten Zeiten zutragen würde, war vollbracht.

Viel Volks versammelte sich am nächsten Morgen, einem Sonntag, auf dem Domplatz. Die einen hielten das Unterfangen des Baumeisters, von den landüblichen Bräuchen abzuweichen, für Vermessenheit. Die andern behaupteten: auf der Spitze des Turmes werde die armebreitende Gestalt des Heilands wie ein Kreuz aussehen, und nur wer darum wisse, werde von der Erde aus mühsam einen Menschenkörper erkennen können. Die dritten wandten ein: wenn das Heilandskreuz in der Höhe wie ein Kreuz aussehen werde, warum der Stadtbaumeister dann nicht bei dem bisherigen Brauch geblieben wäre, den Turm des Münsters durch ein wirkliches Kreuz zu krönen. Ohne daß die wartende Menge es gewahrte, verflogen, von gläubigen und zweifelnden, von demütigen und vermessenen Gesprächen getragen, die Stunden. Es war kurz vor Mittag, als der steinerne Heiland aus der Werkstatt des Stadtbaumeisters herbeigeschafft und von dem stärksten Seil, das

jemals einer der Anwesenden gesehen hatte, so sorgsam umschürt worden war, daß Matthias Engelbrecht das Zeichen zum Aufwinden geben konnte. Im selben Augenblick, da es geschah, öffnete sich das Thor der Domschule, und die dichtgedrängte Menge untermischte sich mit den Kindern der Stadt. Langsam schwebte die Heilandstatue aufwärts; wurde zusehends kleiner und kleiner. Plötzlich — sie mochte etwa dreiviertel ihres Weges zurückgelegt haben — brach aus Hunderten von Menschenmündern ein einziger ungeheurer Schrei hervor. Das Seil war gerissen und — unausdenklich! — das Heilandskreuz sauste zur Erde nieder. Da reckte Matthias Engelbrecht seine Rechte zum Himmel auf, und sein Mund (riß die Angst um das Leben derer, die so dicht gedrängt standen, daß viele — Männer, Frauen, Kinder — dem Tode nicht entlaufen konnten, das Wort aus seinen Tiefen heraus? Gab die Sorge um sein Werk, das beim Aufschlagen an der Erde zerschellen mußte, ihm den Befehl ein?), sein Menschenmund rief dem fallenden Koloß zu: „Ich gebiete dir: Halt ein!“ Und der Stein hielt zu fallen inne. Wie ein großer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft schwebt — kein Vor oder Rück, kein Auf oder Ab vermögen wir zu sehen, nicht einmal das Zittern der Schwingen, die ihn tragen, ist unsern Augen erkennlich — so schwebte zu Häupten der Menge das Heilandskreuz zwischen Himmel und Erde.

Nach Augenblicken, in denen die Zeit den Atem verhielt, bedeutete Matthias Engelbrecht den Menschen mit einer Bewegung seiner zuckenden Linken — indes die Rechte noch immer in gebieterischer Starre aufgereckt über ihm stand —, daß sie den Domplatz verlassen sollten. Erst als alle ihm gehorcht hatten, wich die Starre aus seiner Rechten, und mit bittender Gebärde winkte sie der Statue, daß sie sich auf die Erde senken möge. Langsam schwebte sie nieder. Wenige Schritte vor Matthias Engelbrecht berührten als erstes die Füße des Heilandskreuzes die Erde. Als es Stand gefaßt hatte, senkte es sich vornüber abwärts. Es war, als wolle es sich vor seinem Schöpfer verneigen. Dabei kam sein Gesicht dem Antlitz des Baumeisters nahe. Da Auge in Auge sah, übermannte es Matthias Engelbrecht. Aufschluchzend, daß jede Faser seines Leibes durchschüttelt wurde, schlang er

die Arme um die Brust seines Bildwerks und küßte es auf den Mund. Lange stand er, die stoßende Brust an die Starre des Steines pressend, ohne daß die Wucht seines Werks ihn erdrückt hätte.

Als einer der Poliere auf ihn zutrat, da er auf seine Worte nichts erwiderte, seine Schulter anrührte, ihm bedeutete, daß sie das Seil ausgebeßert hätten, und fragte, ob sie das Heilandskreuz zum zweitenmal auf den Turm winden sollten, nickte Matthias Engelbrecht, ohne den Mund aufzutun, Gewährung. Jetzt ließ er, der das erstemal bei allem selber Hand angelegt hatte, geschehen, was seine Leute für gut erachteten. Zum zweitenmal schwebte der Steinoloß himmelauf. Die Menge, die sich hinter der Mauer des Domplatzes Kopf an Kopf auf dem Marktplatz drängte, kniete betend nieder. Ohne Fährnis gelangte diesmal das Heilandskreuz auf der Spitze des Turmes an. Als es jenen Platz erhalten hatte, der ihm von dem Erbauer des Münsters angewiesen war, und von dem aus es fünfzig Jahre lang die Arme rufend ausbreitete, bis — in den Jahren, als Lurenne in die Pfalz einfiel — eine französische Kanonenkugel es wieder herunterholte — — als Matthias Engelbrecht, der auf dem Domplatz, von Einsamkeit umbrandet, regungslos dagestanden hatte, sein Werk vollendet sah: ging er mitten durch die Menge, die sich vor ihm aufstaut wie die Wasser vor den Füßen des Moses, der seinem Volk durch das Meer voranschritt.

Tagsüber schloß Matthias Engelbrecht sich in seine Werkstatt ein. Als man ihn am andern Morgen, am Sonntag, da sich die Thüren des Münsters zum ersten Gottesdienst öffnen sollten, in feierlichem Zuge von seiner Behausung abholen wollte, daß er den Schlüssel zu der Domtür dem Bürgermeister und dieser ihn dem Bischof überreichte: da war er in keinem seiner Gemächer, auch an keinem andern Ort auf Erden zu finden. Die einen sagten: Der Teufel, mit dessen Hilfe er das Blendwerk, dem Heilandskreuz Haltein! zu gebieten, vollbracht hätte, habe ihn während der Nacht geholt. Die andern sprachen: Gott, der ihm die Kraft zu dem Wunder verliehen hätte, habe ihn von der Erde hinweggenommen wie die, welche dem Tod nicht schmecken und deren Gebeine man niemals findet. Wochenlang wogte um das Ende des Münster-Erbauers der Kampf der

Teufelsgläubigen und der Gottgläubigen in der Stadt hin und her. Bis diese den Sieg errangen.

Derweil ging Matthias Engelbrecht als Bettler durch die deutschen Lande und wußte nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Als er einen Monat lang umhergeirrt war, hörte er auf einem Hügel des fränkischen Landes das Glöcklein eines Klosters nach ihm rufen. Er trat vor den Abt und bedeutete ihm ohne Worte, daß er in das Kloster aufgenommen werden wolle. Der Abt fragte ihn nach dem Woher? und Wieso? Matthias Engelbrecht schwieg. Ob er außer Landes geboren sei und eine andere Sprache rede? forschte der Abt. Matthias Engelbrecht verneinte ohne Worte. Ob er ihn verstünde? Matthias Engelbrecht sagte, ohne Worte, ja. Ob er stumm sei? Mat-

thias Engelbrecht schüttelte den Kopf mit einer so schmerzlichen Gebärde, daß der Abt begriff, er habe ein Gelübde, und ihn fortan nichts mehr fragte.

So wurde Matthias Engelbrecht als Bruder Namenlos ins Kloster aufgenommen. Alle seine Injassen, außer dem Abt, der das Geheimnis seines Schweigens hütete, als ob es ihm im Beichtstuhl anvertraut wäre, glaubten es nicht anders, als er sei stumm. Fünzig Jahre lang, bis er als Dreiundachtzigjähriger mit dem Schrei: „Das Kreuz! Das Kreuz! Rettet das Kreuz!“ niederbrach wie ein Krieger, den eine Kugel zur Erde reißt, tat er im Kloster Dienste. Den Mund hat Matthias Engelbrecht nach jenem Wort, mit dem er in das Geräder der Welt, das Gott seinem Willen vorbehalten hat, hineingriff, erst am Tor des Todes wieder aufgetan.

Das schweigende Liebespaar.

Die Spinnstube ist aus. Die Mädchen gehen, von den Burschen begleitet, nachhause. Hanjörg hat das Vergnügen, seine Christine fast durch das ganze, eine Viertelstunde lange Dorf begleiten zu dürfen. Beim Hinaustreten ins Freie sagt Hanjörg: „'s isch sternhell.“ In der Mitte des Dorfes setzt Christine hinzu: „Un himmelblo.“ Vor dem Hause des Mädchens angelangt, bemerkt Hanjörg: „Hoscht ewer e schöini Mische do.“ Christine darauf: „Da hoischt en halbe Beck,“ und Hanjörg: „Gut nacht, Mensch!“

Vem. Dieser Ausdruck hatte vor etwa 70 bis 80 Jahren in meiner Heimat durchaus nichts Verächtliches und Beleidigendes, sondern war allgemein üblich statt: Bekanntschaft, Liebste oder Schatz. W. Schumacher.

*

Aber wir lassen es andere machen.

Ein Chinese ('s sind schon an zweihundert Jahr) in Frankreich auf einem Hofball war.

Und die einen frugen ihn: ob er das kenne? Und die andern frugen ihn: wie man das nenne? „Wir nennen es tanzen,“ sprach er mit Lachen, „aber wir lassen es andere machen.“

Und dieses Wort, seit langer Frist, mir immer in Erinnerung ist. Ich seh das Nennen, ich seh das Fragen, und wenn mich die Menschen umdrängen und fragen:

„Was tuft du nicht mit? Warum stehst du beiseit?“ So sag ich: „Alles hat seine Zeit. Auch die Jagd nach dem Glück. All derlei Sachen, lasse sie längst durch andere machen.“

Theodor Fontane.

Wunsch einer Heiratskandidatin.

Unter dieser Ueberschrift lesen wir im „Arbeiter“ folgendes, nette Gedichtchen einer jungen, offenbar heiratslüstigen Arbeiterin:

Ich würd' mir wünschen einen Mann,
Den man als Mann auch ehren kann,
Der nicht bei jeder Kleinigkeit
Gleich wettet, schimpft und tobt und schreit
Als ob die Welt in Scherben ginge
Und 's ganze Haus schon Feuer finge.
Ein solcher Mann wär' meine Freude,
Der mich im Glücke wie im Leide
Und als sein Weib auch dann noch liebt,
Wenn es selbst Zwißigkeiten gibt;
Der nicht sogleich von Scheidung spricht,
Wenn man sein Lieblingsglas zerbricht.
Ich würde wünschen einen Mann,
Der sich bei Streit auch fügen kann
Und nachgibt, wenn er unrecht hat,
Denn 's Weib weiß oftmals bessern Rat.
Die Arbeit soll er nicht versäumen
Und nie von Lotterielos träumen,
Und abends soll beim Lampenschein
Er froh vergnügt zu Hause sein,
Soll nicht sein Amt beim Wirt ausüben,
Wo Bier und Spiel die Sinne trüben;
Sein Geld verwend' er für die Seinen,
Damit sie nicht vor Hunger weinen
Und nicht in schlechten Puppen gehn
Und bettelnd auf der Straße stehn.
Dahem sei seine stille Welt,
Wo es am besten ihm gefällt;
Im Kreise seiner lieben Kleinen
Soll ihm des Glückes Sonne scheinen.
Und tief und fromm sei sein Gemüt,
Wo Gottesfurcht und Glaube blüht.
Er sei ein Mensch, der beten kann,
Ein echter Christ — ein ganzer Mann!

Ueber Gesundheitspflege.

Von Dr. Wiedemann.

Durch eine sorgfältige Körperpflege und gesundheitsgemäße allgemeine Lebensführung können viele Erkrankungen vermieden werden.

Die Haut hat wichtige Aufgaben für die Gesunderhaltung des Körpers zu erfüllen. Sie besitzt in ihren Drüsen, Blutgefäßen und Muskelfasern Einrichtungen, welche sie in den Stand setzen, die Temperatur des Körpers entsprechend der schwankenden Außentemperatur zu regulieren und damit den ganzen Organismus gegen die schädlichen Folgen der Ueberhitzung oder Abkühlung in einem gewissen Grade zu schützen. Störungen dieser Hauttätigkeit führen zu den verschiedensten Erkrankungen innerer Organe. Durch die regelrecht funktionierenden Hautdrüsen werden Stoffe aus dem Körper ausgeschieden, welche bei längerem Verbleiben in demselben Störungen der Gesundheit und des Wohlbefindens herbeiführen. Allen ihren für die Gesundheit des Körpers wichtigen Aufgaben kann die Haut aber nur dann dienen, wenn sie durch die nötige Pflege in gesundem und leistungsfähigem Zustande erhalten wird. Dies geschieht durch tägliches Waschen von Gesicht, Hals, Armen und Brust mit nachfolgendem festen Abreiben mit einem groben Handtuche. Man nehme kaltes Wasser und wasche, nachdem man einige Zeit hindurch die obige Teilwaschung regelmäßig durchgeführt hat, außer der Brust auch den Rücken und später vermittelst eines Schwammes oder großen Lappens den ganzen Körper, wobei man in einer Baderwanne oder in einem Holzuber steht. Die Zeit, welche diese vernunftgemäße Körperpflege erfordert, ist sehr gering gegenüber dem Zeitverlust, welcher durch Krankheit infolge von Vernachlässigung der Körperpflege bedingt wird und macht sich reichlich bezahlt durch das Wohlgefühl, welches den Körper nach der Ganzwaschung durchströmt.

Gegen die Gefahren der Einwirkung starker Temperaturschwankungen und anderer durch das Klima bedingten nachteiligen Einflüsse gibt es keinen besseren Schutz als „Abhärtung“. Dazu dienen neben der beschriebenen methodischen Hautpflege am besten regelmäßige Körperübungen im Freien, oder während der kälteren Monate in Hallen, welche berechtigten hygienischen Anforderungen genügen. Mit Freude können wir wahrnehmen, daß in den letzten Jahren allenthalben in unserm Vaterlande fleißig Turnspiele in edlem Wettbewerb gepflegt werden. Mängel in der körperlichen Entwicklung werden dadurch beseitigt oder gemildert, Kraft, Geschicklichkeit und Entschlossenheit werden dadurch gefördert, Ausdauer und

Widerstandskraft des Körpers gegen Anstrengungen dadurch gehoben.

Wenn wir das ganz verstehen wollen, müssen wir uns die physiologischen Vorgänge bei den Körperbewegungen klar machen. Diese werden durch Muskeln ausgeführt, welche die Fähigkeit besitzen, sich zusammenzuziehen. Dieser Muskelarbeit liegt ein chemischer Vorgang zugrunde, ein Verbrennungsprozeß, entsprechend der Verbrennung des Heizmaterials, welches zur Erzeugung von Dampf und damit zur Bewegung von Maschinen verwendet wird. Der chemische Prozeß in Muskel besteht in der Verbindung von Kohlenstoff mit dem durch das Blut zugeführten Sauerstoff, wodurch Kohlenäure frei und Wärme erzeugt wird. Durch die Muskelarbeit wird Heizmaterial verbraucht, der Muskel wird erschöpft, wenn es nicht immer wieder ergänzt wird. Die Zufuhr neuen Heizmaterials, wie die Entfernung der Verbrennungsprodukte besorgt das Blut, welches durch das Herz durch die Muskeln hindurch getrieben wird. Vermehrte Muskelarbeit erfordert daher erhöhte Herzaktivität und löst den Puls schneller schlagen. In unmittelbarem Zusammenhange mit der Herzaktivität steht die Tätigkeit der Lungen. In ihnen wird das Blut durch Einwirkung der eingeatmeten Luft derart gereinigt und verändert, daß es den Körpermuskeln immer von neuem wieder zugeführt werden kann. Erhöhte Muskelarbeit erfordert daher auch vermehrte Lungenaktivität, das heißt beschleunigte Atmung. Bei übermäßiger Inanspruchnahme tritt ein Zustand der Erschöpfung ein, welcher eine dauernde Schädigung zur Folge haben kann. Ebenso, wie die übrigen Körpermuskeln durch Übung gekräftigt und zu höheren Leistungen fähig gemacht werden, verhält es sich auch mit dem Herzen. Seine Leistungsfähigkeit wird gesteigert durch Übung. Und da die Herzaktivität abhängig ist von der Tätigkeit der Körpermuskulatur, so hat die Übung dieser rückwirkend auf das Herz eine Kräftigung dieses Organes zur Folge.

Die Anregung zur Tätigkeit erhalten die Muskeln durch Vermittlung der Nerven von dem Gehirn aus. Auch das Gehirn und das gesamte Nervensystem sind bei erhöhter Inanspruchnahme einem erhöhten Stoffwechsel unterworfen, ihre Leistungsfähigkeit wird durch Übung gesteigert. So sehr nun auch die körperliche Durchbildung anzukreben ist, und so freudig wir auch die vollständige Ausbreitung der Kraftübungen begrüßen, so dringend muß vor einer Uebertreibung gewarnt werden. In den Turnspielen muß sich, wie schon Jahr sagte, Arbeit mit Lust, Ernst und Jubel paaren! Die Auswüchse des sportlichen Betriebes von Leibesübungen aber gefährden Leben und Gesundheit. —

♦ ♦ Vom Wiederaufbau der Hamburg-Amerika-Linie. ♦ ♦

Von Nauticus, Hamburg.

Im ersten Stadium des Wiederaufbaues unserer Schifffahrt ist es nicht leicht, die richtige Würdigung für die Bedeutung und die Größe des errungenen Fortschrittes zu finden, vor allen Dingen dann, wenn der Wiederaufbau unter so unsicheren Verhältnissen erfolgt, wie die, unter denen wir gegenwärtig leben.

1 360 360 Br.-Reg.-T., nahezu ein Viertel des gesamten deutschen Schiffsraumes, umfaßte. Stufe um Stufe zogen die Ereignisse der letzten Jahre sie von dieser stolzen Höhe herab.

Schon im August 1914 verlor die Hamburg-Amerika-Linie durch Raperung, Versenkung und Beschlagnahme beinahe ein



Dampfer Bayern.

Man spricht viel von einem mächtigen Aufschwung des Schifffahrtsgewerbes, von einer Verdoppelung des Schiffsraumes, ohne dabei recht zu betonen, welch ein winziger Teil es ist, der vermehrt wurde. Ein Nichts oder wenig mehr war es, was uns der Friedensvertrag gelassen hatte, der insbesondere den großen deutschen Reedereien eigentlich das gesamte Handwerkszeug raubte.

Die Hamburg-Amerika-Linie behielt von ihrer Uebersee-Flotte nur ein fahrtbereites Schiff von über 1000 Tons zurück: den kleinen Dampfer Frankfurt. Dagegen besaß die Reederei vor dem Kriege noch einen Aufschwung ohnegleichen eine Flotte, die

ein Viertel ihres Bestandes. Im weiteren Verlaufe des Krieges wurde ein zweites Viertel durch Abgabe an Neutrale, durch Versenkung und vor allen Dingen durch Inbesitznahme in den Häfen Portugals, Südamerikas und der Vereinigten Staaten, in denen die Schiffe Zuflucht gesucht hatten, eingebüßt. Und als die Waffen ruhten, zu Beginn des Jahres 1919, war dann nicht mehr als die Hälfte des riesigen Schiffsparks von ehemals verfügbar. Aber erst jetzt schritten die Gegner zur endgültigen Vernichtung. Trier und Versailles besiegelten das Schicksal der deutschen Handelsflotte: Auslieferung des gesamten Restes der Uebersee-Flotte an die Entente.

Aus diesem Zustand grenzenloser Vernichtung heraus wurde zum Wiederaufbau geschritten, allen Widerwärtigkeiten zum Trost, denn der Wille zur Arbeit war ungebrochen. Die Organisation der Hamburg-Amerika-Linie in der Heimat war unberührt. Die Kriegsjahre, die für die Seeschifffahrt eigentlich keinerlei Betätigungsmöglichkeit boten, hatten das Interesse landeinwärts gerichtet. Es wurden in der Heimat Verbindungen eingegangen, die es der Gesellschaft erleichterten, ihre Organisation für die Wiederaufnahme ihres eigentlichen Gewerbes, die Schifffahrt, nach dem Kriege aufrecht zu erhalten. Neben Beteiligungen an binnländischen Verkehrsunternehmungen wandte sie sich auch der Schiffbauindustrie zu. Die Gründung der Deutschen Werft während des Krieges durch die Hamburg-Amerika-Linie, die A. G. S. und die Gute Hoffnungshütte sicherten der Hamburger Reederei einen Einfluß auch in der Werft-Industrie.

Und innerhalb der Schifffahrt brachten die Jahre der Not eine erfreuliche Konzentration. Im Augenblick des Wiederaufbaues, wo alle Kräfte in einer Richtung zum allgemeinen Nutzen einsetzen mußten, hat diese Bewegung bedeutende Fortschritte gemacht. Die Deutsche Levante-Linie ist ganz in den Besitz der Hamburg-Amerika-Linie übergegangen. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hat sich durch Austausch von Vorzugsaktien mit der Hamburg-Amerika-Linie gegen Ueberfremdung gesichert.

Und soweit die Zeitverhältnisse es erlauben und geboten, wurde die Zusammenarbeit auch mit auswärtigen Reedereien aufgenommen. Mit dem amerikanischen Harriman-Konzern wurde im Jahre 1920 ein Vertrag über einen Gemeinschaftsdienst geschlossen, der es ermöglichte, die regelmäßige Schifffahrt von deutschen Häfen aus, wenn auch vorerst nur mit amerikanischen Schiffen, wieder aufzunehmen. Die gleiche Beteiligung beider Vertragsparteien auf allen Linien, die vor dem Kriege von der Hamburg-Amerika-Linie befahren wurden, ist für den Passagierdienst auf der Hamburg-New York-Route inzwischen erreicht worden. Die Hapag verwendet in dieser Fahrt die Dampfer Hansa, Bayern und Württemberg und die Amerikaner werden diesen Dienst im April sehr bedeutsam erweitern durch die

Einstellung der Dreischraubendampfer Resolvent und Resolute, zweier Schiffe von je etwa 20 000 t, die in Deutschland nach dem Vorbilde des Imperators erbaut wurden und alle Vorzüge und Bequemlichkeiten jenes Schiffes aufweisen. Die Hamburg-Amerika-Linie hat zu diesen beiden Schnell-dampfern zwei gleichwertige Schiffe, Deutschland und Albert Ballin, im Bau, so daß in absehbarer Zeit wieder die gleiche Beteiligung der beiden Vertragsparteien auf dieser wichtigsten Linie des Gemeinschaftsdienstes erreicht sein wird.

Auch die anderen Linien, auf denen vor dem Kriege die Hapag ihre Schiffe in alle Welt sandte, werden wieder mit deutschen Schiffen befahren. Der Ostasiendienst ist vor einigen Wochen in Gemeinschaft mit dem Norddeutschen Lloyd und den englischen Reedereien von Ellermann und Holt eröffnet worden; nach Afrika finden monatlich 4 Abfahrten der in diesem Dienst zusammengeschlossenen Reedereien, der Hamburg-Amerika-Linie, der Woermann-Linie, der Deutschen Ost-Afrika-Linie und der Hamburg-Bremer-Afrika-Linie, statt. In den Dienst nach Mittelamerika wurden von der Hamburg-Amerika-Linie wieder eigene Fracht- und Passagierdampfer eingestellt; nach Südamerika fahren zwei Passagier- und fünf Frachtdampfer der Hapag, und die Deutsche Levante-Linie, die einige neu erbaute Dampfer in Dienst stellen konnte, unterhält einen lebhaften Dienst nach den Häfen des Mittelmeeres, nach der Adria, nach Nordafrika und Kleinasien.

Die letzten Jahre haben uns eine Fülle von Wandlungen für Werte und Namen gebracht. Nicht viele Namen haben sich durch ihren inneren Wert, obgleich allen materiellen Rückhaltes beraubt, erhalten können. Die Hamburg-Amerika-Linie gilt trotz aller Einbußen auch heute noch etwas in der Welt, und das Vertrauen und die Achtung, die man ihr zollt, wird nicht getäuscht werden. Mit jähem hanseatischen Willen wird unentwegt am Wiederaufbau gearbeitet, selbst in der für die Weltwirtschaft und im besonderen für die Weltseeschifffahrt so kritischen Gegenwart.

